

Die illustrierte Zeit

Früher: Illustrierte Frauen-Zeitung

Nr. 24.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 10. Juli 1887. —

Große Ausgabe mit Supplement
und allen Kupfern: 4½ M.

XIV. Jahrg.



Königin Victoria von England mit ihrer Enkelin Margarete Victoria, ältesten Tochter des Herzogs Arthur von Connaught und seiner Gemahlin Luise Margarete, Tochter des verewigten Prinzen Friedrich Carl von Preußen.

Unter Bauern.

Erzählung von H. Billinger.

(Fortsetzung.)

Hanfei stand noch immer unter der Thür; die Worte der Mutter hatten eine Erinnerung in ihm wachgerufen. Zerissen und zerseht, mit Säcken beladen, heulend und schluchzend einen Starren nach sich ziehend, — so hatten die Leute vom oberen Hause die Letzten verlassen. Er hatte unter der Linde gestanden und ihnen nachgeschaut, und ihr verzweiflungsvolles Abschiedswelch preßte ihm die Kehle so fest zusammen, daß er glaubte, erstickten zu müssen. Was mochten sie wohl Böses gethan haben, daß die Mutter sie fortgeschickt hatte?

Drüben rauschte es in den Blättern der Linde; der alte Mann hatte sein Pfeifchen ausgeraucht, er winkte dem Buben unter dem Thorwege des Nachbarhauses, und schnell, wie erlöst von peinlichen Gedanken, kam Hanfei herüber und folgte dem Alten in's Haus. Hier, in der niedrigen, weißgetünchten Eckstube, mit den Bänken längs der Wände und dem riesigen Kachelofen, hatte Hanfei von klein auf seine angestammte Ecke, wo er, Gefler zu seinen Füßen, stundenlang verharrete, ohne ein Wort zu reden. Des Sonntags saßen sie dann immer Alle beisammen; der Großvater im uralten Strohfessel, der bei jeder Bewegung des Alten krachte und stöhnte; die Schwestern im Halbdunkel, bescheiden an einander gedrückt, als käme ihnen das Einnehmen eines ganzen Platzes nicht zu. Wabi, die Magd, saß gewöhnlich mit dem Rücken gegen dasjenige Fenster, durch welches die späte Nachmittagssonne ihre letzten Strahlen sandte. Diese fielen, Wabi's rothes Brusttuch streifend, mitten in die Stube, und in dem lichten Streifen tummelten sich die Staubwölckchen. Dießem Spiele schaute Hanfei gar so gerne zu, während der alte Ebner sein verstimmtes Waldhorn probirte. Die Musik hatte immer ein großes Wort in der Familie mitgesprochen; noch hingen die Ruinen eisiger Instrumente an den Wänden herum, Gitarren mit zwei Saiten, wunderbar geschnitzte Pfeifen; auch ein zweites Waldhorn war noch da. Zuweilen, um dem Bruder eine Freude zu machen, holte das alte Schwesternpaar sich Waldhorn und Gitarre herbei, und es war wunderbar mit anzusehen, wenn die Eine mit ihren verkümmerten, runzligen Händen über die wenigen Saiten fuhr, während die Andere, welche noch einen gesunden Zahn besaß, sich deshalb für berechtigt hielt, das Waldhorn zu blasen. Zwischen der musizirenden und singenden Gesellschaft bewegte sich die kleine Gestalt der Hanni fortwährend von Einem zum Anderen; bald saß sie dem Großvater auf den Knien, das Köpfchen an seine Brust gepreßt, und sang leise nach, was er soeben gespielt, oder sie lockte Muri in die Mitte der Stube, wo alsbald ein lustiges Spielen, Nebereinanderpurzeln und Jauchzen entstand.

War nun eine stürmische Nacht draußen, oder stand der Mond am Himmel, regnete oder schneite es, — jedes Wetter war dazu angethan, den Alten an irgend einen Tag aus seiner Jugendzeit zu erinnern.

„Ja, jawohl,“ sprach er, nachdem er sich müde geblasen, „so war's ein Wetter, da starb der Vater, und wir waren Zwölfe. Jetzt ist's an Dir,“ sagte die Mutter; ich war noch nicht fünfzehn; der Tag war zu kurz, da kam das Schlafen nur alle drei Nächte daran. Als aber die Mutter starb, hat sie mir die Hand gedrückt und gesagt: „Gott vergelt's.“ Im Anfang hat's auch geholfen; die Frau war fleißig, mein Einziger ein braver Mann. Da stirbt mir nacheinander Alles weg, Frau, Sohn, die Schwieger, — und seither geht's abwärts. Unser Herrgott muß den Muttersegen vergeblich haben.“

„Der Segen thut's nicht allein, der Mensch muß auch Schneid' haben,“ sprach die Wabi aus ihrem Dunkel heraus; „wer aber keine Schneid' hat, den pöfeln sie ein, hat meine Mutter selig gesagt. Daß Ihr die zwei alten Hühneln da heimgeholt, nachdem sie ihr Lebtag in schwerem Dienst gestanden, das war Eure Schuldigkeit; aber daß Ihr den Brüdern immer wieder aufgeholfen, die hätten schaffen können, das ging d'rüber. Ein zu gut' Herz macht die Kinder arm, hat meine Mutter selig gesagt.“

Ebner, dem dergleichen Mahnungen nie willkommen waren, fing an zu blasen, und Wabi verließ, mit Hanni auf dem Arm, die ihr auf dem Schoße eingeschlafen war, die Stube. Der Mond schlich zum Fenster herein und übergoß das greise Haupt des Musikanten mit seinem Licht; sonst herrschte volle Finsterniß. Gefler schlief; Muri schnurte ihn aus ehrerbietiger Entfernung an; zuweilen suchte er sich mit zurückgelegten Ohren dem schlafenden Hunde zu nähern, wurde aber jedesmal durch ein dumpfes Geknurr zurückgeschreckt. Hanfei lehnte mit dem Kopfe gegen den Kachelofen und blinzelte in den Mond; er sah plötzlich, wie dieser seine große, leuchtende Nase zum Fenster hereinreckte und mit dem ganzen Gesicht lachte, dann fiel die glänzende Scheibe

laut klatschend auf den Fußboden, und Gefler ging hin und fraß sie auf. Hanfei erschrak; er wußte, daß am folgenden Abend Jeder fragen würde: „Wo ist der Mond hingelommen?“ Was sollte er antworten?

Da drang ein Lichtstrahl in's Zimmer, Wabi kam mit dem Talglicht und dem Abendbrod; der Knabe fuhr in die Höhe; Hanni's betendes Stimmchen brachte ihn ganz zu sich; sie saß auf dem Tische vor Wabi, und zwischen des Kindes nackten Füßchen dampfte die Schüssel Kartoffel. Schwere Holzschuhtritte näherten sich der Thür; Latjschi, der Senne war's, der oft des Sonntags von seiner Alm herunter kam. Wenn er die große Milchschüssel an den Mund setzte, waren von dem ganzen Menschen nur zwei weitabstehende Ohren zu sehen, während man an den lauten Zügen, die er that, eine behaglich trinkende Kuh in der Stube hätte vermuthen können. Hanfei hatte an dieser Gestalt sein ganz besonderes Vergnügen; auch in diesem Augenblick erwählte er das lustig auftauchende Ohrenpaar zur Zielscheibe kleiner, aus Brot gedrehter Kugeln, die er sichern Blickes absandte.

Ein heftiges Klopfen gegen die Fenstercheiben schreckte die friedliche Gesellschaft aus ihrer Ruhe. „Hanfei!“ rief eine herrliche Stimme von draußen.

„Das ist die Letzt-Bäuerin,“ sagte Wabi und schob den Buben, der seinen Platz nicht verlassen wollte, schnell zur Thür. Hanni, welche im ersten Augenblicke erschrocken dreingeseht hatte, brach jetzt in ein lautes Weinen aus, der Ebner-Bauer schüttelte mitleidig den Kopf, und Latjschi's kleine Augen tauchten ängstlich blinzeln hinter der Schüssel auf. Nur die alten Schwestern, die eigenes Leid gegen fremdes abgehärtet, aßen unbehelligt weiter.

Draußen nahm die Letzt-Bäuerin ihren Buben heftig bei der Hand.

„Das ist's letzte Mal, daß ich Dich von da drüben hol,“ sagte sie, ihn mit sich ziehend. Gefler machte unter der Thür einen Versuch der Begütigung; er wurde aber hart angelassen, bekam den Befehl, zurück zu bleiben, und saß nun horchend, an allen Gliedern zitternd, vor der Hausthür, indeß die Bäuerin den Buben in ihre Schlafstube nahm.

„Gehst' wieder hinüber, Startkopf, und kommst nicht zum Essen heim?“ fragte sie und riß einen Riemen vom Nagel. „Eine Antwort will ich, oder ich schlag' Dich halb todt, wenn Du den Mund nicht aufthust.“

Sie hatte kaum ausgesprochen, den Riemen in der erhobenen Hand, als der Bube, wie in einem Anfall von Entsetzen, zum offenen Fenster eilte, das Gefliss erklimmte und verschwand. Die Bäuerin brach zusammen wie ein gefälltter Baum; es ging ihr ein Säusen durch den Kopf, zwischen dem sie Hundegebell und menschliche Stimmen, wie aus weiter Ferne, unterschied. Dann eilte sie schlotternd, mit fliegendem Athem, die Treppe hinab vor's Haus.

Gefler kam ihr in großen Sägen entgegen; wenig Schritte vom Hause stand Wabi, den Buben auf dem Arm. Die Letzt-Bäuerin faßte sich: „So! Du bist's!“ brachte sie in gepreßtem Tone hervor.

„Ja,“ erwiderte Wabi, „ich kam gerad' recht, ihn aufzufangen; es hat mir drüben keine Ruh' gelassen, weil ich weiß, wie Ihr Eure Buben haut; das da ist aber Einer, der so was nicht verträgt.“

„Geh's Dich was an?“ fragte die Letzt-Bäuerin.

„Eigentlich nicht,“ meinte Wabi, „aber ich kann mir nicht helfen, ich hab' den Buben gern.“ Und damit reichte sie das an allen Gliedern zitternde Kind der Letzt-Bäuerin hin. „Zwei harte Steine mahlen schlecht, hat meine Mutter selig gesagt, — gut' Nacht, Letzt-Bäuerin.“

„Gut' Nacht,“ sagte diese und verschwand mit Hanfei im Haus. Sie entkleidete ihn und legte ihn in das kleine Bett, das in ihrer Stube stand; dann blieb sie hinter seinem Kopfende sitzen. Noch halb betäubt von dem Falle, lag das Kind für's erste regungslos da; dann verfiel es in einen unruhigen Schlummer, stöhnte leise und streckte zuweilen hilflos die Arme aus. Die Letzt-Bäuerin verlangte keine Zärtlichkeit von ihren Kindern, nur Gehorsam. Der Riemen an der Wand hatte eine thätige Vergangenheit hinter sich, die ihn zu seinem verbrauchten Aussehen vollkommen berechtigte. Er hatte auf kindlich gefornnten und jugendlich gestreckten Rücken getanzet, und seine kraftvolle Weise hatte bisher jedem Widerstand ein Ende gemacht. Nun aber merkte die Frau an der tiefen Erregung, die in ihrem ganzen Wesen nachzitterte, wie sehr ihr gerade dieser, der starrköpfigste von all ihren Buben, an's Herz gewachsen war. Er hatte kaum zu gehen vermocht, so lief er schon zu allen Tageszeiten zum Ebner-Bauer hinüber, und weder Schläge noch Drohungen hatten ihn bisher davon abbringen können. Ein solcher Widerstand war ihr nicht einmal beim Großen vorgekommen, der von den Brüdern der lebendigste war; die Anderen arteten nach dem Vater. Wenn die Letzt-Bäuerin am Allerseelentage das Grab ihres Mannes, der Landessitte gemäß, mit Wachsterzen in blanken Leuchtern umstellte, und zwar

mit einer solchen Anzahl, daß auf dem ganzen Dorfkirchhofe kein zweites Grab so hell beleuchtet war, hatte sie ihrer Trauer vollank genug gethan. Der Mann, den sie ohne Reue geheirathet, war nicht einmal im Stande gewesen, wenigstens ihre Achtung zu gewinnen. Die Kraft, die in ihr lebte, warf sich auf die Arbeit; ihr rastloser Geist plante und plante; mit dem zunehmenden Reichthum wuchsen diese Pläne und ließen ihr keine Ruhe mehr. Sie hoffte es zu erleben, jeden ihrer Söhne im Besitz eines eigenen Hauses zu sehen, gab's auch noch viel Müh' und Arbeit, bis es so weit kam.

Wie nun die Letzt-Bäuerin in ihren Gedanken verloren dasaß, den Blick auf das ruhig schlafende Kind gerichtet, fiel ihr plötzlich die auffallende Aehnlichkeit in's Auge, die das fest geschnittene Knabengesicht mit ihrem eigenen Antlitz hatte. Sie vorbeugend, murmelte sie leise, indem ihre Züge einen weichen Ausdruck annahmen: „Und Du kriegst das schönste Haus auf den grünen Fleck hinauf gebaut!“

Als die Letzt-Bäuerin ihr Lager aufsuchte, verfolgte sie der Gedanke in den Schlaf: „Daß ihn auch g'rad' die Wabi hat auffangen müssen!“ — Und sie träumte ihn wieder, den alten unglückseligen Traum, in dem sie Wabi als zwölfjähriges Mädchen, in ein großes wollenes Tuch eingewickelt, die Wiese daher eilen sah, und ihr jammervolles Schluchzen und Schreien: „O, behaltet mich, o, jagt mich nicht fort aus der Heimath!“ gellte ihr laut in den Ohren. Wabi's Vater war der Erste gewesen, den die Letzt-Bäuerin in die Fremde getrieben; der Mann, ein Trunkenbold, der nicht gern arbeitete, freute sich über die Handvoll baaren Geldes, die er für sein verschuldetes Haus von der Letzt-Bäuerin erhielt. Drüben der Ebner-Bauer nahm aus Mitleid Wabi bei sich auf. —

Die Schwiegertöchter kamen am folgenden Morgen in der Frühe, um ihren Bedarf für den Tag abzuholen; sie standen drunten im Flur vor der großen Vorrathskammer und warteten auf die Letzt-Bäuerin, welche nach wenig Augenblicken mit ihren klappernden Schlüsseln die Treppe herabkam, den Schwiegertöchtern die Körbe zu füllen. Mit aufgestülpten Ärmeln, den Rock hoch geschürzt, erschien sie im nächsten Augenblick unter der Stallthür.

„Du, Pepi,“ sagte sie zu dem Vierten ihrer Söhne, der mit dem Striegeln der Pferde beschäftigt war, „ich mein', Du solltest heirathen; langes Zuwarten thut kein gut. Ich räum' Dir den Nebenbau und laß Dir einen Stock aufbauen. Mir gefällt die Stine, dem Sonnenwirth seine; viel kriegt sie nicht mit, aber sie scheint mir verträglich von Gemüth; kauft einmal Sonntag mit hinüber.“

Pepi brummte etwas über den Pferderücken hin, und die Letzt-Bäuerin, gewohnt, ihre Söhne mit ihren Vorschlägen einverstanden zu finden, wartete eine deutliche Antwort gar nicht ab, sondern ging an ein anderes Geschäft. Sicher vor ihrem Ueberfall war nur Michel in seiner stillen Künstlerklausur, wo er, über neue Blumenarten brütend, seinen Tag hinbrachte. Um das, was im Hause vorging, kümmerte er sich wenig, denn er war weich von Gemüth, und da er nicht helfen konnte, wollte er lieber nichts wissen. Früher hatte ihn zuweilen das Geschrei seiner jüngeren Brüder in die Schlafstube der Mutter gelockt; allein seine Einmischung in deren Sträfen hatte die Sache noch verschlimmert, und darum stopfte sich Michel lieber die Ohren zu, wie er auch die Augen schloß, wenn ihm Wabi in den Weg kam. In jungen Jahren waren sie sich gut gewesen und machten einander kein Hehl daraus. Sie sangen sich's zu über die Wiesen hin, sie jodelten sich's entgegen, wenn er von seinem Schachtelverkauf heimkehrte, — es war ein öffentliches Geheimniß, von dem nur die Letzt-Bäuerin nichts zu merken schien. Als aber Michel eines Tages gegen die Mutter mit der Sprache herausrückte, schaute sie ihn mit einem Blick an, als verlange er von ihr den Mond, und sagte weiter nichts, als: „Bist Du verrückt?“

Diese Worte wiederholte sie bei jeder Anspielung seitens des Sohnes, sich auf Weiteres gar nicht einlassend.

Als Wabi dem Michel eine Weile zugehört, wie er zwischen ihr und der Mutter hin und her schwankte, war sie es, die ihn aufgab, und zwar mit der bündigen Erklärung:

„Wenn Einer nicht schwimmen kann, soll er vom Wasser wegbleiben, hat meine Mutter selig gesagt.“ Dieser Nachsatz, den sie immer brachte, diente ihr bloß als Deckmantel für ihre eigene Weisheit, auf die sie als Magd kein Recht zu haben glaubte; ihre Mutter war aber in den Letzten als kluge Frau geschätzt gewesen, und so mußte das Andenken an die Selige herhalten für Alles, was Wabi auf dem Herzen hatte.

Sie war erstaunt, Tage und Wochen vergehen zu sehen, ohne daß der Letzt-Bäuerin laute Stimme nach Hanfei rief, der nach wie vor herüber kam. Noch mehr wunderte sie sich, Ebner plötzlich mit der Letzt-Bäuerin zusammenstehen zu sehen, als hätten sie

Wichtiges zu verhandeln. Die Magd war überzeugt, dies könne nichts Gutes bedeuten, und als Ebner eines Tages mit der Eröffnung vor sie hin trat, er müsse eine Butter-Maschine haben. — drüben die Leht-Bäuerin sei reich geworden durch ihren Butterhandel, — sah Wabi ihre Ahnungen bestätigt.

„Aber wir haben ja nur ein paar Stück Vieh!“ rief sie.

„Nun,“ meinte er, „Vieh ist immer zu haben; wer nicht wagt, gewinnt nicht, sagst Du alle Woch' ein paar Mal.“

Wabi schüttelte den Kopf: „Es thut kein gut, Bauer, wenn Kinder mit der Sichel spielen, hat meine Mutter selig gesagt.“

„Behalt' Deine Weisheit für Dich!“ fuhr er auf, wüthend die Stubenthüre hinter sich zuwerfend. Er wollte vor der Leht-Bäuerin drüben nicht dastehen wie Einer, der, wenn er sich einmal was vorgenommen, durch die Reden seiner Magd sich wieder davon abbringen läßt. Um jeder weiteren Dreinrede zu entgehen, spannte Ebner seine Kühe vor den Leiterwagen, um im Städtchen das Gewünschte sofort zu besorgen. Die Kinder kamen herbeigelaufen und baten den Alten, sie mitzunehmen. Wabi rieth ihm energisch ab, aber plötzlich trat die Leht-Bäuerin herzu und hob ohne viel Worte die Kinder zu Ebner auf den Sitz.

„Wenn der Fuchs ein freundliches Gesicht macht, riecht er den Braten,“ dachte Wabi, dem Beginnen der Frau mißtrauisch zuschauend, „trau, schau, wem.“

Der Wagen fuhr langsam einen holperigen Weg hinab, bald zwischen Wiesen, bald zwischen Wäldern. Hansei saß in stiller Erwartung da; er war noch nie im Städtchen gewesen. Hanni trieb mit einem Gertlein die Kühe an und sang durch die hohle Hand, da ihr ein Instrument vor dem Munde als unumgänglich notwendig erschien.

Vor dem Städtchen, in einem kleinen Wirthshaus, wurde ausgespannt; dann ging der alte Mann die breite, schöne Fahrstraße entlang, an jeder Hand ein Kind. Plötzlich, sie waren in die Hauptgasse getreten, ließ Hansei die Hand des Alten fahren und eilte spornstreichs auf einen Laden mit Holzschneidereien zu, sodas er mit dem Kopfe fast die Scheiben einstieß. Er hatte nie etwas dergleichen gesehen, nie von etwas dergleichen eine Ahnung gehabt! Die Gemse, die er manchmal vom grünen Fleck aus an den gegenüberliegenden Bergwänden auftauchen sah, hier standen sie in Holz geschnitzt, gerade so leichtfüßig und vornehm, wie dort. Ebner suchte schon lange des Buben Hand zu fassen, allein weder Bitten, noch Versprechungen, noch Drohungen halfen, nicht einmal Hanni's Thränen, — der Bube blieb vor dem Fenster stehen und rührte sich nicht. Der alte Mann gedachte seufzend Wabi's, die sich dem Mitgehen der Kinder widersetzt hatte. Er ließ den Buben in Gottesnamen vor dem Fenster stehen, — Gexler war ja bei ihm, — und beeilte sich, Hanni nach sich ziehend, an seine Einkäufe zu gehen.

„Was, Ihr habt Vieh gekauft?“ schrie Wabi dem Bauer bei der Heimkehr schon von Weitem entgegen, und näher tretend, besah sie kritischen Blickes die Kühe, welche hinten am Wagen angebunden waren. Die Leht-Bäuerin kam schnell herüber und hörte die Verhandlungen mit an.

„Was habt Ihr denn für die mageren Stück gegeben?“ fragte Wabi.

Der Alte wußte, daß, wenn er den wahren Preis nannte, die Magd auffahren und ihn vor der Leht-Bäuerin mit Vorwürfen überhäufen würde. Nach einigem Besinnen nannte er einen viel niedrigeren Preis als den richtigen.

„So,“ sagte Wabi in besänftigtem Tone, denn es wäre ihr nicht im Traume eingefallen, an des Bauern Aussage zu zweifeln. Anders die Leht-Bäuerin; nach ihrer Schätzung konnte der Bauer unmöglich so billig gekauft haben; er log also, und zwar aus Furcht vor der Wabi.

Während diese mit einem empört abgewandten Gesicht eben die Buttermaschine in's Haus trug, lehnte sich die Leht-Bäuerin über den Wagen, dem Alten zuflüsternd:

„Wenn Ihr Geld braucht, ich helf' Euch gern aus; man muß zusammenhalten.“

„Nein, nein, so weit soll's nicht kommen,“ meinte er ablehnend und machte sich mit dem Ausspannen der Kühe zu schaffen, da Wabi zurückkehrte. Es geschah schnell genug, denn sie war voller Argwohn. Was hatte die Leht-Bäuerin mit dem alten Manne vor? Warum that sie so freundlich? Was bedeutete des Bauern verlegene Miene, wenn sie, Wabi, plötzlich dazu kam?

„Bauer,“ sagte sie einmal, „ich muß immer an eine Flieg' im Spinnennetze denken, seh' ich Euch und die Frau beisammen.“

Die Anspielung wurde ihr aber übel vermerkt; mit des Alten Laune stand's überhaupt nicht zum Besten. Die Buttermaschine that nicht ihre Schuldigkeit, und mit ihr zog der Streit in das sonst so friedliche Heim.

Wabi behauptete, der Bauer habe sich einen Ladenahter aufbinden lassen; er aber schob das Mißrathen der Butter Wabi's Ungeheiß zu.

Während nun zwischen den beiden Frauen sich im Stillen ein bitterer Kampf entspann, in welchem sie sich um den alten, aber leichtgläubigen Mann rissen, der bald auf die Eine, bald auf die Andere horchte, trieben sich die Kinder ungehindert den ganzen Tag im Freien herum. Hansei suchte sich unbeschädigte Holzstücke zusammen, ging damit in die Werkstätte des Bruders und hobelte sie glatt; dann wurde Alles hinauf geschafft auf den grünen Fleck. Sein ganzes Sinnen und Denken drehte sich um die Möglichkeit, ein Messer zu erlangen. Im Hause seiner Mutter war das Aeußern von Wünschen nicht an der Tagesordnung; daher dachte Hansei eher an alles Andere, als daran, die Mutter um ein Messer anzugehen. Sein Bruder Franz besaß eins, nur trug er's immer bei sich; auch wußte Hansei, daß er es nie freiwillig hergeben würde. Eines Tages erschien er in Franzens Werkstätte; an der Thür fragte Gexler, Hanni rief zum Fenster herein nach dem Gespielen; nichts rührte ihn. Acht Tage stand er so auf der Lauer, und zuletzt hielt er wirklich das Messer in der Hand. Nun sah Hansei den lieben langen Tag auf dem grünen Fleck droben und schnitzte an seinem Holz herum. Allein die Sache war weit schwieriger, als es sich der Bube vorgestellt; nach langen, vergeblichen Mühen kam er auf den Einfall, er müsse sich so eine geschnitzte Gemse zu verschaffen suchen, dann sei das Nachmachen leicht. Er grübelte über die Möglichkeit, das Vorhaben auszuführen, und fand einen Ausweg. Eines Morgens kroch er in die Futterkiste des Milchwagens. An diesem Tage fuhr auch Michel mit seinen fertigen Schachteln hinab in's Städtchen. Als die Brüder drunten Halt machten und den Wagen verließen, hob sich zu ihrem Erstaunen der eben verlassene Sitz, und Hansei kam zum Vorschein. Der Älteste brach in lautes Gelächter aus, und Michel fragte den Buben:

„Warum bist Du denn nicht früher heraus gekommen?“

„Da hättet Ihr mich wieder heimgeschickt,“ erklärte Hansei.

Nachdem sie sich zu einem Morgen-Zwisch im Wirthshaus aufgehalten, wo Hansei Gelegenheit hatte, seinen ältesten Bruder zu bewundern, der hier einen ganz anderen Ton anschlug, als am Tische der Mutter, machte sich Michel mit seinen Schachteln auf, für die er seine festen Kunden hatte; auch der Schnipperladen gehörte dazu, nach dem Hansei's ganzes Sinnen stand. Als er die Herrlichkeiten wieder sah, von denen er die Zeit über wachend und schlafend geträumt hatte, benahm's ihm für einen Augenblick den Athem. Und während Michel mit dem Kaufmann wegen seiner Schachteln verhandelte, ging Hansei bis zum Fenster, wo die kleinen Gemsen standen, ergriff eins der Thierchen und steckte es in die Tasche. Aber es war gesehen worden, der Kaufmann kam herzu und riß dem Kinde die Tasche sammt dem entwendeten Gegenstand heraus, wobei auch des Bruders Taschenmesser zur Erde kollerte.

„Da habt Ihr ja einen sauberen Bengel!“ sagte der Mann, sich an Michel wendend.

Der starre Hansei mit dem Ausdruck vollkommenen Entsetzens an, dann bückte er sich nach dem Messer, das er als das lang vermisste Eigenthum seines Bruders erkannte. Dergleichen war unter den Söhnen der Leht-Bäuerin noch nicht vorgekommen; was auch für Gelüste in ihnen schlummern mochten, sie wußten sie aus Furcht vor der Strafe zu unterdrücken. Michels Beschämung war groß; er schleppte Hansei nach der Schenke zurück, wo er dem stark angetrunkenen „Ältesten“ das Geschehene schonungslos mittheilte. Der griff zur Peitsche, um dem Buben das Stehlen gründlich zu vertreiben, und schlug so erbarmungslos zu, daß ihm Michel in den Arm fallen mußte.

Wie wird's erst daheim gehen! dachte er, aber zu seinem Erstaunen war die Leht-Bäuerin über die Strafe, welche der Älteste an seinem Bruder vollzogen, weit empörter, als über dessen Diebstahl.

„Ihr bringt mir noch ein Mal den Buben so heim,“ sprach sie mit einem kurzen Blick auf den übel zugerichteten Hansei, „und ich vergreif' mich mit meinen zwei Fäusten an Euch zwei alten Kerlen.“

„So einer Schand sieht man eben auch nicht ruhig zu,“ meinte der Älteste; „das ist noch Keinem von uns eingefallen, zu stehlen, und wir Leht-Bauern —“

„Sorg' nur Jeder für seine eigene Ehr,“ unterbrach ihn die Mutter; „der Bub soll seine Straß haben, aber von mir, und daß ich's versteh', wißt Ihr.“

Ein paar Tage später sah Hansei wieder droben auf seinem grünen Fleck. Wenig Schritte von ihm lagen die mühevoll zusammen gesuchten Holzstücke; er aber war wieder so weit als vorher, ohne Messer und Vorbild. Dazu wurde er drunten wie ein Geächteter behandelt; keiner der Brüder sprach mit ihm, und er mußte allein in der Küche essen. Rachegeanken gährten in seinem jungen Herzen; er wollte fort gehen und nimmer wieder

lehren, sie suchen und rufen lassen, Tag und Nacht, — es fragte sich nur, wohin er sich wenden sollte. „Hansei! Hansei!“ ertönte es vom Wege herauf hell durch's Gebüsch; erst kam Muri angesprungen, dann Hanni, einen Kranz von rothen Vogelbeeren im hellen Haar.

„Komm,“ sagte sie, den Gespielen bei der Hand nehmend, „komm schnell hinterher! Wo bleibt Hansei?“ hat Großvater gesagt, und nun hol' ich Dich; — ist gar nicht schön, wenn Du nicht da bist.“

Diese Worte richteten das gekränkte Gemüth des Buben wieder auf, und als er nun Hand in Hand mit der Gespielin hinabeilte, von Gexler und Muri in freudigen Sähen umsprungen, dachte er nicht mehr daran, die Heimath zu verlassen.

Bibiane stand eben an einem der offenen Fenster von Ebner's Haus und beehrte die Insassen mit ihrer Unterhaltung.

„Da kommt er,“ sprach sie beim Eintritt der Kinder; „ich hab' immer gesagt, der Bub hat einen bösen Blick; und jetzt weiß ich auch, wo meine silberne Nadel hingekommen ist, und der Achatstein aus meinem Ring! Ich will nur nichts sagen, denn die Leht-Bäuerin hat's darauf abgesehen, ihren Jüngsten zu verderben; der sollt' mehr Schläg' haben, als die andern alle mit einander. Mich wundert's, daß Ihr den Buben noch um Euch leiden mögt, Wabi; mir darf er nicht mehr in's Haus.“

„Oho,“ rief Wabi von ihrem Plage aus, „allzuhart macht schartig, hat meine Mutter selig gesagt; da hat unser Herrgott wohl gewußt, was er thut, daß er Euch keine Kinder gegeben.“

Bibiane wurde an diesen Umstand nicht gern erinnert; sie fuhr vom Fenster zurück, gerade in dem Augenblick, als Ebner mit aller Macht in sein Waldhorn blies, so ihre unfreundliche Antwort beim Weggehen überbetönend. Wabi lachte vor sich hin; Hansei aber, in seiner Ecke, drückte das Gesicht gegen den Kachelofen, und ein peinvolles Aechzen und Stöhnen rang sich aus seiner schwer arbeitenden Brust. Nur Hanni vernahm es, die neben ihm stand; sie hatte den Gespielen noch nie weinen gesehen, und seine Thränen ergriffen sie doppelt, da sie bemerkte, wie vergeblich Hansei gegen sie ankämpfte. Sie langte in die Tasche und holte das Liebt, was sie besaß, ihr Püppchen, hervor:

„Hansei,“ flüsterte sie unter Thränen, „willst Du's, Hansei?“

Er schaute auf und schüttelte den Kopf.

„Was willst Du denn,“ drang das Kind in ihn, „meinen Trichter vielleicht?“

Da nahm Hansei's Schmerz, den er über Bibianens häßliche Anschuldigungen empfunden, plötzlich eine andere Wendung:

„Ich will ein Messer,“ schluchzte er, „ein Messer, ein Messer!“

Hanni sah ihn mit ihren großen, braunen Augen gedankenvoll an, dann entfuhr ein freudiger Ausruf ihren halb geöffneten Lippen; sie eilte zu ihrem Großvater, zwischen dessen Kniee sie schlüpfte. Eben hatte er aufgehört zu blasen, und Hanni begann ohne Umschweife:

„Großvater, gieb mir Dein Messer, für Hansei, — in der Tasche ist's.“

Der Alte hielt die kleine Hand sammt dem Messer fest:

„Er wird sich schneiden und bluten,“ sagte er.

„Nein, Hansei will eine Gemse schneiden; er muß das Messer haben, Großvater!“ Und die Kleine streckte sich, um bis an sein Ohr zu gelangen. „Ich geb' Dir auch das,“ flüsterte sie und zeigte ihm, mit großer Sorgfalt ihre Tasche öffnend, die Puppe. Der alte Mann konnte dieser zarten gurrenden Stimme, diesem bittenden Augenpaar nicht widerstehen.

„Nun,“ sagte er, „so soll er's ein Bißl haben, aber Acht geben muß er!“

„Hansei,“ jubelte das Kind, „Hansei, ich hab's!“ Und sie stolperte über ihren Kater, rannte gegen die Tischkante, warf dem glückstrahlenden Buben das Messer in den Schoß und stürzte endlich, ganz athemlos vor Glück, der Wabi in die Arme.

Diese schickte Hansei seit jenem Abend, an dem die Leht-Bäuerin gegen das Fenster gellopft, immer bei Zeiten hinüber. Auch heute nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn hinaus; der Himmel stand voll Sterne, und die Magd zeigte hinauf mit den Worten: „Schau, da oben wohnt der liebe Gott und sieht herab zu den vielen glänzenden Fenstern und weiß, was jeder thut in Gutem oder Bösem. Sag', warum hast Du dem Franz sein Messer genommen?“

„Weil ich's gebraucht hab,“ erwiderte Hansei.

„Und die Gemse drunten,“ drang Wabi in ihn, „wie bist Du d'rauf gekommen, eine Gemse aus dem Laden zu nehmen?“

„Ich hab' halt nicht gewußt, wie man's macht, ohne eine Gemse,“ sprach der Bube.

„Ja, aber Kind, weißt Du denn nicht, daß Stehlen eine Sünd' ist?“

Jetzt wurde der Bube ungeduldig: „Wenn ich's aber doch braucht hab!“ meinte er und ließ Wabi

stehen, die ihm kopfschüttelnd nachschaute. „Bersteh' einer den Buben,“ sprach sie leise vor sich hin, „aber wenn's zehnmal der Lept-Bäuerin ihrer ist, grad' ihr zu Leid hab' ich ihn gern!“

Auch die Lepten in ihrer Winteransamkeit feierten das Weihnachtsfest. Die Lept-Bäuerin fuhr eines Morgens in's Städtchen und machte ihre Einkäufe. Am heiligen Abend wurde dann reichlich aufgetragen, nachdem Jeder seine Bescherung auf seinem Platz vorgefunden hatte. Freudige Ausrufungen oder Worte des Dankes gab's nicht, die Lept-Bäuerin konnte so etwas nicht leiden; auch durfte sich kein Mensch unterstehen, ihr etwas zu schenken. Darcin hatte sich längst Jeder gefunden, bis auf Burgl, die Semmerin; allemal zur Weihnachts heulte sie, weil sie nicht sagen durfte: „Danke auch schön, Lept-Bäuerin.“ Sonst war sie das ganze Jahr über vergnügt, ob sie droben in ihrer Sennhütte herum hantirte oder zur Winterszeit den Dünger in den Lepten fuhr.

In jungen Jahren hatte sie in schwerem Dienst gestanden im nahen Dorf; aber das Schaffen machte ihr viel weniger Kummer, als die große Kost, denn Alles, nur keinen leeren Magen vermochte die gesunde Natur der Burgl zu erleiden. Die Lept-Bäuerin kam einmal gerade dazu, wie die junge Magd das Feld, das sie düngen sollte, zugleich aus Verzweiflung über ihre Mähertheit mit ihren Thränen begoß, und zwar in so reichem Maße, daß sich die Frau nach der Ursache ihres Kummers erkundigte, und als sie diese erfahren, nahm sie gleich die Magd bei sich auf. Was nun die Lept-Bäuerin that oder sprach, galt der Burgl als Evangelium; sie fühlte sich sogar verpflichtet, allen denjenigen, die von der Frau mit Härte oder Verachtung behandelt wurden, mit der gleichen Münze zu zahlen. So trug sie Wabi gegenüber eine feindliche Miene zur Schau, leistete ihr aber insgeheim jeden Dienst, den sie ihr an den Augen absehen konnte. Und Latschi, dem sie vor den Leuten mit offener Verachtung begegnete, stopfte sie heimlich die Strümpfe und stichte ihm die Kleider. Prahlend erklärte sie, mit den Nachbarn nichts zu thun zu haben, lief aber in jedem freien Augenblick hinüber, darin, wie Hansei, der unbewußten Sehnsucht ihres liebebedürftigen Herzens folgend.

Auch jetzt, am heiligen Abend, eilte sie, so gut es ihre stark nach auswärts gebogenen Füße gestatteten, Hansei nach, der nicht schnell genug mit seinem Abendbrod hatte fertig werden können, denn drüben wartete man mit der Bescherung, bis er kam. Mit einem andächtigen „Ehre sei Gott in der Höh“ riß Wabi die Thür zur hellerleuchteten Stube auf, und schüchtern traten die Kinder ein; der strahlende Baum überwältigte sie immer wieder. Der Alte begann das Weihnachtslied zu blasen, dem sich erst Hanni's Kinderstimmen, dann auch die Stimmen der Uebrigen angeschlossen; es waren freilich keine melodischen Töne, die zitternd aus den Kehlen der alten Schwestern stiegen und von Latschi und Burgl mit gehöriger Kraft hinausgeschleudert wurden, aber sie meinten es alle herzlich ernst damit.

Der letzte Ton des Liedes war kaum verklungen, so stürzte Alt und Jung auf die Geschenke zu, die unter dem Baum ausgebreitet lagen.

„Bauer, Bauer,“ schrie Wabi, „was habt Ihr auch gedacht! Leinen zu zwei Hemden auf einmal, und noch ein Tuch, das glänzt wie helle Seide!“

Obner that, als interessire ihn die Länge seiner Hosenträger mehr, als alles Andere in der Welt. Es war ihm ein Bedürfnis gewesen, Wabi diesmal besonders zu bedenken; er hatte ein schlechtes Gewissen ihr gegenüber. Es hatte ihm keine Ruhe gelassen; er wollte mit den Milchhändlern im Städtchen in Verbindung treten, — bisher hatte er seine Milch in's Dorf hinter die Lepten gefahren. Zu dem neuen Unternehmen aber brauchte er ein Pferd, und zu diesem Zweck machte er seine ersten Schulden bei der Lept-Bäuerin.

Davon ahnte Wabi nichts; sie stand in tiefer Beschämung vor ihren Geschenken, die ihr über die Gebühr reich dünkten, und hielt sich in aller Stille eine Standrede: „Selig sind die Sanftmüthigen, denn ihrer ist das Himmelreich; wer aber den Andern den Frieden raubt, hat so gut gestohlen, als ein Dieb, und wer nicht zur Zeit das Maul halten kann, erhebt sich nicht über's Vieh. Herrgott, sieh' mir bei, daß ich die Sanftmuth lern', und den Bauern nicht mehr ärgern thu.“

Burgl, im Arm ihren gedruckten Rock und den Herzlebuch von der Lept-Bäuerin drüben, humpelte immer von Einem zum Andern, bewunderte dessen Geschenke und bedankte sich ohne Ursache. Dann gesellte sie sich zu Latschi, der über seine Pfeifenpitze gar nicht mehr den Mund zusammenbrachte, und flüsterte ihm die Worte in's Ohr: „Von mir kriegst auch was, — Niemand darf's wissen, Du auch nicht; wenn Du aber die Stallthür aufmachst, so hängt's gleich linker Hand am Rechen und ist Tobak.“

Sie wackelten nun schnell mit einander hinaus, wobei sie sich beständig in die Seiten stießen, denn obgleich sie

Beide kurzbeinig waren, so unterjagieden sie sich doch merkwürdig dadurch, daß Latschi's Füße nach innen, Burgl's nach außen sich bogen. Die „Daggerl“ nannte man sie in den Lepten.

Auch Hanni blühte eine Ueberraschung. Als Wabi sie zu Bett bringen wollte, lag eine kleine hölzerne Puppe mit außerordentlich lebhaften Gesichtsfarben auf des Kindes Kopfsissen.

„Das hat Hansei geschnitzt!“ jubelte die Kleine; „ich hab' einmal gesehen, wie er was versteckt hat, und so hat's ausgehaut.“

„Ja,“ nickte Wabi, „nun weiß ich auch, warum er in den letzten Tagen mit so roth und blauen Fingern rum gelaufen ist.“

Sie hatte ihre Mühe, das erregte Kind zu beruhigen, das durchaus noch an demselben Abend hinüber wollte, um Hansei schönen Dank zu sagen. Der zeigte sich aber am folgenden Tage von der ungnädigsten Laune, und weder Bitten noch Schmeichelworte vermochten ihn zu dem Geständniß zu bringen, daß die Ueberraschung von ihm komme.

Für den Buben aber war es endlich Zeit, zur Schule zu gehen; er hatte sich im vorigen Jahre dagegen gestraubt, und als er den eindringlichen Reden der Mutter nun abermals ein Kopfschütteln entgegen setzte, holte sie zum ersten Male seit Langem den Riemen vom Nagel. Als Wabi sah, wie droben die Fenster zuslogen und Gekfler sich laut heulend vor dem Hause hin und her bewegte, fuhr sie mit beiden Armen aus ihrem Waschkübel heraus und stand plötzlich drüben in der Stube der Lept-Bäuerin.

„Wenn er nicht in die Schul' will,“ meinte sie, „ich wüß' ein Mittel; ich geb' ihm Hanni mit, mit Hanni zusammen geht er, — geht?“

„Ja,“ erklärte Hansei. Die Lept-Bäuerin war wüthend. „Was hast Du da herein zu schleichen wie eine Kage!“ fuhr sie Wabi an. „Meine Magd sollt' mir so kommen! Ohrfeigen thät ich sie, — hinaus!“

Wabi ging; Hansei aber bekam einen Schlag über den Rücken, nicht seines Tropes wegen, sondern weil er fremden Leuten lieber folgte, als der eigenen Mutter. Tage lang sprach sie kein Wort mit ihm, ließ ihn auch ohne „B'hit Gott“ ziehen, als er sich zum ersten Male zur Schule rüstete. Wabi gab dafür den Kindern ein Stück Weges das Geleit zum nahen Dorfe, sprach über ihre Häupter einen Schwall von Weisheitsprüchen und überließ sie dann dem Schutze Gottes und Gekfler's.

Hansei saß nicht sobald in dem kleinen, niedrigen Dorfschulzimmer mit zwölf anderen Kindern eingepfercht, als sich des an Freiheit gewohnten Burschen ein Gefühl trostloser Verzweiflung bemächtigte. Erst glitt sein Blick wie suchend über die fahlen Wände hin und musterte dann die schwarze Tafel, auf der ein einfaches Zeichen prangte, von welchem der Lehrer behauptete: „A, das soll heißen A! Nun sind wir in der Schule,“ — eine Thatfache, die sich für Hansei in ein D' verwandelte.

Der Lehrer, ein hageres altes Männlein, entschädigte sich für die Langeweile, die er ausstand, mit Schnupfen, dem er gründlich oblag. Rechts von ihm, auf einem besonderen Bänkehen, saßen die Kleinsten der Schulgänger, darunter Hanni; diese mußten über das A so herzlich lachen, daß die kleine Bank umschlug und sämtliche Kinder hintenüberstürzten. Daran hatten nun wieder die Großen ihren unbändigen Spaß, und so fehlte es nicht an aufmunternden Zerstreungen. Aber auf Hansei machten sie keinen Eindruck; er hörte seinen Gekfler vor der Thür scharren, schnitzte mit dem Messer an der Schulbank herum und trocknete von Zeit zu Zeit die Thränen, die ihm über die Wangen liefen. Da erhob sich plötzlich sein Nachbar, ging zum Lehrer hin und verkündete mit laut erhobener Stimme, der Hansei habe ein Messer und schneide damit Alles von der Schulbank weg.

„Sieher mit Deinem Messer!“ befahl der Lehrer. Allein Hansei rührte sich nicht; er erlebte in diesem Augenblick den ersten Verrath, und das Entsetzen darüber raubte ihm alle Geistesgegenwart. Kaum jedoch war der kleine Ankläger auf seinen Platz zurückgekehrt, als ihn Hansei's Fäuste mit einer Kraft bearbeiteten, die seiner Empörung völlig entsprach. Der Lehrer eilte auf das Geschrei des Buben herbei und holte sich den Missethäter an den Ohren in die Mitte der Stube.

„Du sollst mir Ordnung lernen!“ schrie er ihn an. „Hände heraus, Tazen giebt's, — gesalzene, gesalzene!“ Aber Hansei steckte in störrischer Entschlossenheit seine beiden Fäuste in die Tasche.

„Was, was, was?“ schrie der Lehrer, das flache Lineal über dem Haupt des Knaben schwingend. „Erster, wo fallen die Schläge hin, wenn die Hände nicht zum Vorschein kommen?“

Der Erste erhob sich: „Auf den Buckel, mit drei multiplicirt,“ verkündete er mit lautschallender Stimme. In demselben Augenblick erschienen zu Hansei's Seiten zwei kleine, zagende Händchen; eben wollte der Lehrer

zuschlagen, da hielt er plötzlich inne und schob den Buben weg. Hinter ihm stand Hanni, noch immer mit ausgestreckten Händchen, und schaute mit ängstlichen Augen zu dem Lehrer auf. Er war kein Unmensch, nur etwas abgehärteten Gemüthes nach seinem vierjährigen Beruf als Dorfschulmeister.

„So,“ sagte er, und seine Stimme nahm einen sanfteren Klang an, „voß Tausend, schmecken Dir Tazen, Du?“

„Ja,“ behauptete Hanni, indem sich ihre Augen mit dicken Thränen füllten.

„Das ist nicht wahr,“ erklärte Hansei, den diese öffentliche Verhandlung über die Mäßen peinigte; „sie weiß gar nicht, wie Schläg' thun.“

Der Lehrer steckte die Hände in die Taschen, schaute sich die Beiden über die Brille weg eine Weile an und jagte sie dann auf ihre Plätze, nachdem er dem Buben das Messer abgenommen.

Als nach der Schule der stille Waldweg die Kinder wieder aufnahm, löste sich Hansei's gepreßtes Gemüth in dem einen Ausruf:

„Nun hab' ich wieder kein Messer!“

Hanni, welche die Tragweite dieses Unglücks vollkommen begriff, tröstete ihn damit, sie wolle es Wabi sagen. „Wabi,“ behauptete sie, „die kann immer helfen.“ Und in der That, Hansei erhielt noch am selben Abend sein Messer zurück. Wabi hatte es verstanden, des Lehrers Interesse für den Jüngsten der Lept-Bäuerin wahrzunehmen, deren übrige Söhne ihm durch ihr saules und unaufgewecktes Wesen in schlechter Erinnerung geblieben waren.

„Wissen Sie, Herr Lehrer,“ schloß die Magd ihre Rede, „ich kenn' den Buben, seit er auf der Welt ist, und hab' ihn gern, weil er noch nie eine Lüg' gesagt. Man muß es aber erlebt haben, was die Andern zusammenlügen aus Furcht vor der Mutter. Der Hansei hat noch nicht recht laufen können, da hat er einmal mit rother Kreid' s' ganz Haus drüben verschmiert. Da kommt die Lept-Bäuerin aus der Thür' gefahren, sieht's, nimmt die Peitsch' vom Milchwagen und ruft ihre Buben zusammen: wer das Haus so zugericht?! Ich, sagt der kleine Bursch und kommt mit seiner rothen Kreid' in der Hand auf die Mutter zugelaufen. Da hat sie ihm mit der Peitsch' eins übergehauen, daß ich denk' hab', der hat auch zum letzten Mal die Wahrheit gesagt! Aber nein! Und weil er so standhaft verblieben, deshalb muß ich dem Buben all seine Unarten verzeihen. Was aber unsere Hanni ist, über die brauch' ich kein Wort zu verlieren; s' giebt Menschen, die sind überall die Wurst im Kraut, — zu denen gehört sie.“

In der Folge erfuhr Hansei, wenigstens von Seite des Lehrers, eine seinem Charakter gemäße Behandlung; mit den Mitschülern lebte er dafür um so mehr im Unfrieden. Er stand mit seiner unduldsamen Ehrlichkeit einer ganzen Rott' von Kindern gegenüber, die der Neid auf seine Sonderstellung verbitterte, und die sich für sein hochmüthiges Gebahren durch allerlei kleine, hinterlistige Bosheiten zu rächen suchten. So schien seine Schulzeit ein fortgesetzter Kampf werden zu wollen, der nur durch Hanni's Dazwischentreten sich in gewissen Grenzen hielt. Aber nicht immer; manches Mal mußte Wabi einschreiten und die empörten Mütter über die zerrissenen Kleider und blutigen Köpfe ihrer Söhne beruhigen. Sie sollte eines Tages erfahren, daß Hansei ihr Mühen und Sorgen nicht unbeachtet ließ. Im Rauchfang, wo sonst ihre vom langjährigen Gebrauch kohlschwarzen Kochlöffel hingen, strahlten ihr eines Tages sechs neue Löffel vom weißesten Holz mit schönen, festen Griffen entgegen. Hanni verrieth den Geber, und die laute Freude der Wabi machte auch die Lept-Bäuerin auf das Ereigniß aufmerksam. Als Hansei Tags darauf mit zerrissener Jacke heimkam, fuhr sie ihn mit den Worten an: „Warum gehst nicht auch damit zur Wabi? Denkst, zum Fliden sei die Mutter gut?“

Es lag noch etwas Anderes, als Zorn in dem Ton ihrer Stimme, und das berührte den Buben in einer eigenthümlichen Weise. Der Wunsch, die Mutter zu versöhnen, erwachte in ihm, und still, wie in sich versunken, ging er plötzlich umher. Er fuhr zornig auf, wenn man ihn in seinen Gräbelen störte, und wies die Annäherungen seiner Mitschüler noch schroffer zurück, als sonst. Daß diese sich mehr und mehr von ihm absonderten, die Köpfe zusammen steckten und flüsterten, kümmerte ihn wenig; es hatte jedoch seine Bedeutung.

Als er an einem schönen Herbstabend, — das Abendroth leuchtete durch die Zweige der Bäume, — mit Hanni und Gekfler den Waldweg betrat, kam plötzlich die ganze männliche Schuljugend, mit Knütteln und Stöcken bewaffnet, hinter ihnen drein.

„Holla, Lept-Bauer,“ schrie einer der Buben, „Hochmuth muß Schläg' haben, — seß' Dich zur Wehr!“

Hansei wandte sich um; beim ersten Streich, der ihn traf, erhob sich Gekfler in seiner ganzen Länge, um mit wüthendem Gebell auf die Angreifer loszustürzen. Sie wichen schreiend zurück, Hansei aber ergriff das in seiner Wuth herrlich anzusehende Thier beim Halsband, und

die wenigen Worte: „Kusch, Geßler!“ — streckten es folglosam zu seinen Füßen nieder.

„Der.“ meinte er in prahlendem Ton, „konn' Euch Alle mit einander zerreißen, aber ich brauch' ihn gar nicht.“ Damit streifte er seine Rockärmel zurück, spuckte in beide Hände und fiel über den Nächstehenden her. Ein gewaltiges Kampfgeschrei erfüllte den Wald, und bald gab es reichlich zerzaute Köpfe und blutende Nasen. Hamni, die erst vor Schrecken starr gestanden hatte, riß jetzt ein Gertlein vom nächsten Strauch und drang damit auf die Balgenden ein, mit schluchzender Stimme verständigend: „Nie sing' ich Euch wieder ein Lied, — nie, — nie!“

Da gab es erst ein großes Gelächter; als aber Hamni tüchtig dreinschlug und endlich ihren sich heftig wehrenden Gespielen mit ihren beiden Armen umfaßte, zeigte keiner der Dorfbuben mehr Lust, über die Kleine weg, den Kampf fortzusetzen.

Es gab nun auch Ruhe; die Dorfbuben erkannten die Tüchtigkeit ihres Kameraden an und zollten ihm ihre Achtung; ihre Liebe aber besaß Hamni. Es entstand immer ein Jubel in der Schule, wenn der Lehrer sie zum Schluß der Singstunden neben sich rief, wo sie lässig an den Tisch gelehnt, Lied um Lied fehlerlos herunter sang.

„Da kann er lachen,“ sagten die Kinder beim Anblick ihres Lehrers, der, leise den Kopf wiegend, seinem alten Fiedelbogen die zartesten Töne entlockte. Auch fanden sie's alle recht, daß die Töplein, welche Hamni zuweilen für unbefugtes Singen während der Lernstunden erhielt, sehr zahmer Natur zu sein pflegten. Nur Hansei lehnte sich dagegen auf:

„Weißt Du denn nicht,“ fragte er sie eines Tages, „daß Tapan kriegen eine Schand' ist?“

Sie lachte lustig auf: „s' thut gar nicht weh, — und die Andern kriegen ja auch.“ Vielleicht war es gerade dieser Zug, den Andern nichts voraus haben zu wollen, was sie diesen so besonders liebreich machte. Und ihre sonnige Heiterkeit kam den Jähren in diesem Augenblick ganz besonders gut. Schweres Unglück suchte den alten Ebner-Bauer heim; der Milzbrand hatte ihm bis auf wenige Stücke das Vieh weggerafft, und er mußte abermals Geld aufnehmen. Gerade, als habe es das Schicksal darauf abgesehen, ihn zu Grunde zu richten, trat auch noch der Bach, der hinter dem Hause vorbeifloß, aus und brachte ihn um die Hälfte der Futterernte.

Die Letzt-Bäuerin hatte es nun erreicht. Sie wußte, der Alte konnte nicht mehr aus seinen Schulden heraus; auch war er so hilflos, daß sein Tod in nicht ferner Aussicht stand; den wollte sie abwarten, dann gehörten die Letzten ihr. Indes, es mischte sich auch Bitterkeit in die Freude, die sie darüber empfand; was hatte sie bei ihren Söhnen für diese rastlose Thätigkeit, dieses nimmermüde Denken und Trachten geerntet? Weder Anerkennung, noch Dankbarkeit.

Dazu kam noch, daß der Jüngste, der einzige, dessen Natur ihr eine gewisse Rücksicht abzwang, sich bei Fremden wohler fühlte, als im eigenen Heim. In dieser Stimmung entdeckte sie eines Tages, die Küche betretend, eine neue, schön geschmückte Salzlade an der Stelle der alten. Nicht mit einem Worte äußerte sie ihren Dank oder ihre Freude darüber, aber es war das erste Geschenk, das sie ohne höhnisches Bekritteln hinnahm. Der Ton ihrer Stimme, der Blick ihrer Augen erweckte in dem Buben eine plötzliche Sehnsucht nach der Anerkennung der Mutter. Er hatte die Schule in den ersten Jahren für nichts als einen Zwang angesehen, der ihn in der Ausübung seiner liebsten Beschäftigung störte. Von der Stunde jedoch, als er das Auge seiner Mutter freundlich aufleuchten sah, da ihr der Lehrer unter der Kirchenthür Lobliches über den Sohn mittheilte, war Hansei darauf aus, den Platz des Ersten zu erringen, und er setzte es durch. Wabi hatte längst nicht mehr nöthig, in irgend einer Sache die Vermittlerin für ihn zu spielen, aber dazu wäre ihr auch jetzt wenig Zeit geblieben. Sie brachte die Nächte am Lager der alten Schwestern zu, die langsam ihre Kräfte verloren. Vor ihrem Ende that die eine von ihnen noch die Frage: „Wird der Bauer s' Pferd oder die Kühe anspannen, wenn er uns auf den Gottesacker fährt?“

„Freilich, s' Pferd,“ hatte Wabi verichert.

Da stießen sich die Beiden noch einmal mit Aufwand ihrer letzten Kraft an und lächelten befriedigt.

Als Ebner in stummer Verjüngtheit vor dem Todtenbette der Schwestern stand, rüttelte ihn Wabi mit den Worten am Arm:

„Ihr habt an denen nur Gutes gethan und könnt sie ruhig ziehen lassen, Bauer, — nur böse Worte zählen über's Grab.“

„Daran denk,“ erwiderte er, „wenn ich selber da lieg' und keine Hand mehr rühr.“

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Wachstum verboten.

Im Reiche der Mitternacht-Sonne.

Von M. Ottesen.

I. Der Sonne nach.

Die nordische Sommernacht begann bereits Thäler und Höhen in ihren durchsichtigen Schleier zu hüllen, als wir in Drontheim das Schiff bestiegen, das uns nach dem Nordkap führen sollte. Der Dampfer übertraf in Bezug auf Comfort und Eleganz unsere kühnsten Erwartungen, und dieser erste Eindruck sollte sich während der achtstägigen Fahrt nur bestätigen. Während ich noch einen letzten Blick auf Drontheim und seine Umgebungen werfe, flammt ein heller Schein in den Salons auf: elektrische Kerzen, welche die Dunkelheit verjagen. Leise gleitet das Schiff an den walbigen Ufern dahin, und erst am folgenden Morgen beginnt uns die Landschaft durch ihre Großartigkeit zu fesseln.

Teilnahmsvoll grüßen wir den Leuchthurm, der sich auf dem einsamen Holm inmitten der Wellen erhebt. Ein seltsames Leben, ganz von der Welt abgeschieden, führt der Leuchthurmwächter und seine Familie. Manchmal ist der Fels so klein, daß sich nur für das bescheidenste Wohnhaus Platz findet. Das Bot wird dann mittelst eines Strickes am Fenster befestigt, und Wochen vergehen, ohne daß es den Bewohnern vergönnt ist, das Felsenriff zu verlassen und fremde Gesichter zu sehen. Ihre Gesellschaft sind die Walfische, welche sich zwischen den schaumgekrönten Wellen umhertummeln, ihre Unterhaltung das Brausen der Brandung vor der Thür. Ein schriller Pfiff, ein Schuß durchdringt das Toben der Elemente; — besorgt schaut der einsame Wächter nach der Laterne und läßt unaufhörlich die dumpfe Nebelglocke erschallen. Vermag der helle Schein das Schiff vor dem Verderben zu bewahren, oder wird es an dem gefährlichen Riff zerschellen?

Insel folgt auf Insel. Auf den grauen Schreeren hocken Seevögel ohne Zahl, während einzelne kühne Schwimmer, weißen Wasserrosen gleich, sich neben einander auf den Wellen wiegen. Aus weiter Ferne kommen sie her, um sich während weniger Wochen des ununterbrochenen Sonnenscheins zu erfreuen. Der Gelehrte versucht es oft vergeblich, zu ergründen, woher sie kommen, wohin sie gehen. Von Abessinien fliegt die zierliche Blaueule (*Lusciola suecica*) hierher, von den einsamen Eisfeldern des Nordpols jener seltsame, buntgefiederte Eidervogel, von dem Niemand weiß, wo er brütet.

Weiter geht die Fahrt, immer neue Felsen, neue Schreeren tauchen auf, und schon beginnt das Auge zu ermüden. Man empfindet eine unerträgliche Spannung inmitten dieser so ruhig daliegenden Landschaft und fragt sich: Was kommt nun? Wird sich denn nichts ereignen, damit diese Unendlichkeit uns nicht ganz erdrückt?

Da taucht Lelso*) mit der „Jungfrau“ vor uns auf, und wir lauschen erleichtert der Sage, welche die seltsamen Felsenformationen zu erklären versucht.

Auf der Insel wohnte in alter Zeit eine hehre Jungfrau, um deren Günst sich der Herrscher von Hestmandö bewarb. Eilig durchstog er auf seinem schnellen Rosse die Lüfte, um einen Blick der Geliebten zu erblicken. Die Jungfrau hatte aber dem König von Torge ihr Herz geschenkt, und in seinen Hoffnungen enttäuscht, spannte der Verschmähte seinen Bogen, um die Kühe für ihren Trotz zu strafen. Der König warf aber schnell seinen Hut dazwischen, und der Pfeil durchbohrte diesen, ohne sein Ziel zu erreichen. Im selben Augenblicke brach aber die Sonne durch die Wolken, und die Nebenhügel sowie die Jungfrau und der Pfeil wurden alle in Stein verwandelt. Von alter Zeit hat sich die Sitte erhalten, daß jeder Vorüberfahrende der Schönen auf Lelso seinen Gruß entbietet.

In der durchsichtigen Luft scheinen die Entfernungen zu schwinden, und man glaubt, jenen Felsen ganz nahe zu sein, von denen uns noch Meilen trennen. Erst nach Stunden zogen wir an dem finstern Reiter vorüber, der, in seinen Mantel gehüllt, hart am Polarkreise Wache hält. Wir bestiegen den Berg von Torge mit dem ungeheuren Tunnel, der gegen fünfhundert Fuß lang ist und eine Höhe von zweihundert Fuß hat. Man hat hier einen herrlichen Blick auf die Schreeren, welche ein natürliches Wehr gegen den Anprall des Ozeans bilden.

Immer gewaltiger werden dann die Berge, immer seltsamer die Formen. Bald tritt uns ein stolzer Kämpfer drohend entgegen, bald scheinen sich ganze Scharen riesiger Unholde zum Ueberfall zu rüsten. Hier versteht man, wie die ersten Wurzeln der alten Auenlehre entstehen und so tief im Volkswurzeln fassen konnten, daß die alten Vorstellungen, wenn auch in anderer Form, sich bis auf unsere Tage erhalten haben.

Wir haben längst die sieben Schwestern, jene stolze Reihe spitzer Alpen passirt, die malerisch aus dem Meere emporsteigen, und könnten uns jetzt, was die Formationen der Berge betrifft, in die Schweiz verjetzt glauben. Der Granit erglänzt rötlich in der Sonne, während sich hoch oben der schimmernde Gletscher neben grünen Matten dahinstreckt und einen Arm bis an die stahlblaue Fläche der See hinabstreckt. Wunderbare Farben-Reflexe benehmen jetzt der Umgebung ganz den Charakter der Einförmigkeit, und das Auge wird nicht müde, diese unbestimmten Schattirungen, die sich bald scharf von einander abheben, bald in einander verschmelzen, zu beobachten.

Langsam gleitet das Schiff durch den engen Sund von Brönö. Steile Felsen scheinen die Weiterfahrt hindern zu wollen und blicken drohend auf die kleine Holzkirche herab, von welcher helles Glockengeläute die Lüfte durchdringt. Wir lauschen dem frommen Schall und sehen festlich geschmückte Bote der Landzunge zusteuern. Lustige Weisen erfüllen die Luft, und Böllerschüsse verkünden das Nahen eines Hochzeitszuges.

Im vordersten Bote sitzt ein junges Paar, Hand in Hand; eine funkelnde Krone schmückt das blonde Haar der Braut, während der Bräutigam einen Blumenstrauß an den bebäuderten Hut gesteckt hat. Mit lautem Zuruf grüßen wir die Vorbeiziehenden, und zu Ehren des Brautpaares ertönt das Donnern der Geschütze. Das Echo wiederholt den Schall hundertfach; dazwischen erklingen noch immer die Glocken, die Geigen und Pfeifen der Musikanten.

In Sonnenglanz getaucht, liegt die Insel Grönö da, inmitten der blauen Wellen. Stolze, schneegekrönte Kuppen erheben sich jenseits der Bucht, doch die grünen Birken bringen bis zu jenem gewaltigen Gletscher vor, der unter dem Namen „Das schwarze Eis“ in der Sagenwelt Nordlands eine geheimnißvolle Rolle spielt. Meilenweit erstrecken sich die unge-

heuren Eisfelder, die noch kein menschlicher Fuß überschritten hat, und eine alte Wahrsagung verkündet, daß sie dereinst das ganze Land bedecken werden.

Wir schreiten indes ruhig über weichen Wiesengrund und sehen den blauen Enzian und die weiße Saxifraga neben gewöhnlichen Feldblumen blühen. Doch bald lassen wir die bescheidenen Kinder des Sommers unbeachtet. Vor uns erhebt sich ein gewaltiger Dom mit Säulen und Thürmen, die bald dunkelblau, bald grünlichweiß in der Sonne glitzern. Eine fremde Welt, wie wir sie nie erblickt haben, steigt vor uns auf. Von hohen Pfeilern umschlossen, breitet sich ein See inmitten der Eismassen aus, und der blaue Himmel spiegelt sich in den klaren Fluthen. Dort öffnet sich eine weite Grotte mit durchsichtigen Wänden, hoch gewölbt, verlockend schön. Wie von einer geheimnißvollen Macht getrieben, dringen wir hinein, weiter und immer weiter, bis die eisige Luft die Sinne zu betäuben scheint und wir träumerisch dem wechselnden Farbenspiele zuschauen, welches Licht und Schatten vor dem Eingange hervorrufen. Doch nicht lange dürfen wir hier säumen, — eine leise Bewegung der Luft, und ein sich loslösender Eisblock kann uns lebendig begraben. Ein breiter Strom windet sich zwischen den ungeheuren Eismassen dahin, und sein Rauschen allein unterbricht die Stille.

Nachdenklich verlassen wir die Stätte, welche geheimnißvolle Mächte beherrschen, und undenkbar kommt es uns vor, daß wir vor Kurzem lachend und tändelnd hier Blumen pflückten.

„Frische Blumen, frische Milch!“ ruft eine Stimme dicht neben mir, und eine braune Hand hält mir einen duftigen Rosenstrauß entgegen. Ich sehe ein junges Mädchen, dessen singender Dialekt sofort die Nordländerin verräth, und gewahre erst jetzt den blauen Rauch, der sich von einer Hütte am Bergeshang erhebt.

Wie durch Zauber ist der Bann gebrochen, der uns so lange gefangen hielt. Die frische Brise, welche die Flagge unseres Schiffes schwellt, der Rosenduft, das Gefühl, wieder unter Menschen zu sein, rufen die frohe Stimmung zurück.

Die leichte Brise begann an Stärke zuzunehmen, und schaumgekrönte Bogen brachen sich gegen den Kiel des Schiffes, als wir am Nachmittage vom Verdeck aus nach Bodö, der Hauptstadt des Bezirkes Nordland, auszusparen begannen.

Sehr beruhigend war daher die Versicherung des Steuer-mannes, daß wir bald an der bösen Guri Runna vorbei wären, die es nicht lassen kann, den Seefahrer mit ihren Hegenkünsteln zu verfolgen. Wirklich zeigt jener gewaltige Felsen hinter dem Leuchthurme das scharfgezeichnete Profil eines Weibes, das trotzig seinen Platz inmitten der tosenden Brandung behauptet.

Mehr und mehr nähern wir uns der offenen See. Die Inseln werden spärlicher, und in unendlicher Ferne breitet sich das Meer vor uns aus.

In herrlicher Beleuchtung tritt uns „Landegode“, jener malerische Felsen entgegen, der, weithin sichtbar, stets freudig von dem Schiffer begrüßt wird: er weiß dann, daß der sichere Hafen von Bodö nicht fern ist.

In dem Pfarrhause von Bodö wohnte einst mehrere Tage Louis Philipp, der spätere König von Frankreich. Herrlich ist der Anblick, der sich hier dem Auge darbietet. Vor den Fenstern breitet sich der Saltenfjord mit seinen Inseln und Landzungen aus, während in der Ferne der Sullisjelma, ein sechsstündiger Fuß hoher Felsen, den noch Niemand bestiegen hat, weit über die anderen Schneeberge emporragt.

Ein leichter Nebel verhüllt die Sonne, als wir am nächsten Morgen den gewaltigen Westfjord passirten, der sich zwischen den malerischen Lofoden und dem Festlande ausbreitet.

Mit gespannter Aufmerksamkeit blickt Alles in die Ferne: uns erwartet ja der herrlichste Anblick, wenn die Berge ihre Nebellappen abwerfen, — die bittere Enttäuschung, falls es uns verjagt bleibt, unser Urtheil darüber zu fällen, ob die „Felsenwand von Lofoden“ wirklich den Glanzpunkt der Reise bildet.

Der lichte Sonnengott, der sich in den Sagen des Nordens stets hülfreich und gut erzeigt, scheint sich auch unserer zu erbarmen. Blank, wie ein Spiegel, lag die ungeheure Meeresfläche vor uns, und in der Ferne tauchte eine riesengroße Mauer mit tausend Zaden und Thürmen auf. Tiefblau waren die Berge, von hellerer Farbe das sonnendurchstrahlte Meer; doch hinter den Kuppen erhoben sich aufsteigend immer neue Felsmassen, wie Gold erglänzend, und das geblendete Auge versuchte es vergeblich, die Wellengebilde von den phantastischen Gebirgsformen zu unterscheiden.

Allmählig zertheilt sich die Mauer, und die einzelnen Berge treten hervor, drohend und gewaltig, als seien sie wirklich Götter und Riesen, die, hierher verbannt, jetzt darauf lauern, Vergeltung auszuüben. Steine! Können es wirklich nur Steine sein, diese wilden Reden, die hier am Rande des Meeres stehen und nicht weichen wollen? Stunde auf Stunde vergeht, und das Staunen verwandelt sich in Entsetzen, als ihre Reihe kein Ende nimmt, als immer wieder neue auftauchen. Bald stehen sie so dicht beisammen, daß unser Schiff kaum durch den engen Sund durchschlüpfen kann und das Wasser sich hinter dem Steven hoch aufstärmt; bald fällt der Schatten so finster, daß man sich des immer wachsenden Grauens nicht zu erwehren vermag und zuletzt meint, man müsse von der Wucht dieser Steinmassen zermalmt werden.

Wir haben glücklich den gefährlichen Meeresstrudel passirt, der die Insel Mosten von Bärö und Röst trennt. Die beiden Letzteren liegen allein mitten im Ocean und genießen selbst im Norden den Ruf, eine jener Stätten zu sein, wo Menschen nur mit Aufgebot ihrer ganzen Willensstärke das Dasein zu ertragen vermögen. Brausend streichen die Stürme über die Schreeren, und die Bewohner finden zur Weihnachtszeit kaum eine winzige Zwergbirke, um sie dem Christkind zu Ehren auszusparen.

Unser Votse erzählte von einer Fahrt, die er einst mit seiner uralten Großmutter von Bärö nach Bodö im offenen Bote unternommen habe. Die Alte hegte nur den einen Wunsch, vor ihrem Tode noch einmal den grünen Wald zu schauen, dessen Anblick sie seit ihrer Jugend entbehrt hatte. Dem Fischerknaben, der noch nie seine Insel verlassen hatte, erschienen aber die Birken, die Blumen und Gräser eben so wunderbar, wie seinen Altersgenossen im Süden die Bäume von Gold und Silber, die sie in ihren Märchenbüchern erblickten. Die Alte kehrte aber nie nach Bärö zurück; die brechenden Augen auf den Wald gerichtet, nahm sie mit einem glücklichen Lächeln von diesem Leben Abschied.

Eine graue Kirche erhebt sich, kaum erkennbar, zwischen dem öden Gestein, und wir sehen an den „Helden“, den Geräthen, woran die Fische gedörrt werden, daß hier, wie überall in den Lofoden, ein großer Fischfang betrieben wird.

*) Se = die Insel.



Durchblick vom Mühlendammbach nach der Kurfürstenbrücke in Berlin. Von Maximilian Schäfer.

Die Demolierungs-Arbeiten am Berliner Mühlendammbach machen erfreuliche Fortschritte, und bald wird dieser unschöne Theil der Hauptstadt ganz verschwunden sein. Die Südseite ist nahezu vollständig freigelegt, aber auch an der gegenüberliegenden Front wird bereits fleißig aufgeräumt. Die Niederlegung der alten Gemäuer hat der Gegend ein, wenn auch noch unfertiges, so doch weit freundlicheres Aussehen gegeben. Eine schöne Durchsicht eröffnet sich

zwischen den Dammmühlen. Hier zeigt sich dem Beschauer ein malerisches Bild, das vielleicht die wenigsten Bewohner Berlin's kennen. Von dem Mühlentwehr ergießen sich in trübem Durchsicht einander die schäumenden Wellen der Spree, glätten sich aber sehr bald und fließen dann langsam weiter. An den Ufern erheben sich in pittoresker Mannigfaltigkeit alte Gebäude, die eine längst-entschwundene Zeit erstehen ließ, und die Reihen derselben werden

nur hier und da von neueren Anlagen unterbrochen. Weiterhin wölbt sich über dem Strome die Kurfürstenbrücke mit ihrem prächtigen Denkmal, und aus dem Hintergrunde grüßt das königliche Schloß herüber. Der auf der verkehrsreichen Brücke hin- und herfluthende Menschenstrom dient dem anziehenden Bilde als lebende Staffage.

Im Februar und März sammeln sich hier oben viele Tausend Menschen, und die Nordlichter werfen ihren flackernden Schein auf ein buntes Getriebe. Dann werden die verfallenen Schuppen und Hütten, welche in langen Reihen unter den fahlen Felsen Schutz gegen die Winde suchen, von Fischern aller Nationen bezogen. Die Regierung schickt Beamte, Aerzte und Polizei; denn wußt genug geht es her, wo sich so viele Menschen, nur vom Gewinn angezogen, zusammenfinden, und das Messer sitzt oft lose in der Scheide.

Von den Walfischen gejagt, kommen Millionen von Dorschen nach der Küste, wo sie die Lode, einen kleinen, fetten Fisch, vorfinden, der ihre Lieblingspeise ausmacht. Jährlich werden ungefähr zwanzig Millionen Strej (großer Dorsch) gefangen, und Mancher, dem das Glück hold war, kehrt als wohlhabender Mann nach Hause zurück.

Solche Erzählungen kürzen die Zeit und lösen uns ein neues Interesse für die Umgebung ein. Stunden vergehen; wir befinden uns jetzt außerhalb der Scherren; kalt kommt uns der Wind entgegen, die Wogen gehen hoch, und in den Tauen nehmen wir jenes Röcheln und Stöhnen, welches Derjenige nur zu gut kennt, der einen Sturm am Bord mit erlebt hat.

Doch wir sind Lustreisende, und unser Kapitän ist ein zu galanter Mann, um die Damen, die sich seiner Führung anvertrauen, der geringsten Gefahr, selbst nicht der der Seerkrankheit, auszusetzen. Bei Denningswär, wo eine deutsche Actien-Gesellschaft eine Guano-Fabrik angelegt hat, biegen wir wieder in ruhigere Gewässer ein.

Wir passiren den „Alten von Baagö“, einen gewaltigen Felsen, der sich tausend Meter über dem Wasserpiegel jäh erhebt, und fahren durch den malerischen Raft-Sund mit seinen grünlich schimmernden Bergen.

Es ist Mitternacht; doch eine schwarze Wolkenschicht verhält tüchtig die Sonne. Wir vertrauen aber auf das Nordkap, — gerade dort wollen wir die Herrliche am liebsten begrüßen. Am nächsten Morgen wirft das Schiff in Tromsøe Anker, und uns erwartet ein gemüthlicher Tag.

Nachdruck verboten.

Vor hundert Jahren.

Juli 1787.

Von Ernst Schubert.

Nie zu erwarten gewesen, hat die schwere Kränkung, welche der Gemahlin des Statthalters der Niederlande durch die Diffens-Commission der Provinz Holland widerfahren ist, energische Vorstellungen von Seiten Preussens zur Folge. Unter dem 10. Juli richtet der preussische Gesandte, Baron von Thulmeyer, an die Staaten von Holland ein Memoire des Inhalts, daß der König durch die unziemliche Behandlung seiner Schwester schwer beleidigt sei und auf sofortiger und eclatanter Genugthuung bestehe. Daraus erfolgt unter dem 14. Juli eine sehr lahme Entschuldigung: eine Beleidigung der Prinzessin sei durchaus nicht beabsichtigt worden; wäre man von der Reise benachrichtigt gewesen, so würde man mit allem geziemenden Respekt abgerathen haben. Die Generalsstaaten der Niederlande, die das Kommende voraussehen, theilen dem Baron Thulmeyer mit, daß sie den Staaten von Holland wiederholte, aber fruchtlose Vorstellungen gemacht hätten und nun die Folgen der unüberlegten Handlung der Provinz allein überlassen müßten. Die bedrohte Provinz sucht sich nach Möglichkeit in Vertheidigungs-Zustand zu setzen; es werden neue Miliz-Corps errichtet und die Verschanzungen verstärkt, wobei sich freilich herausstellt, daß es mit denselben gar übel bestellt ist. Dadurch wird aber der Uebermuth der Patrioten, — sie hoffen auf Frankreichs Hilfe, — nicht gebrochen. Nach wie vor werden die Anhänger des Erbstatthalters vergewaltigt. Den prinziplichen Beamten reißt man das „W“ (Initial des Statthalters Wilhelm von Dranien) von den Hüften und setzt Bilderhändler, welche die Portraits des Statthalters und seiner Gemahlin feilbieten, gefangen, ja auf den Märkten confiscirt man alle Blumen von orange Farbe. An Spottschriften fehlt es in beiden Lagern nicht; im Haag erscheint ein „Schreiben des Teufels, Fürsten der Finsterniß, an alle prinziplich gesinnten Prediger“, in Berlin eine Schrift: „Der holländische Käse, eine Partic auf einer Tedschante“. Angenehm berührt in dem heftigen Streite der Parteien ein Wort des jungen Erbprinzen von Dranien. Dem Grafen Bentinck, welcher ihm sagt, sein Vater, der Erbstatthalter, müsse ihn, wie einst Hamillar seinen Sohn Hannibal, zu Füßen der Altäre schwören lassen, nie den Verwegenen zu vergehen, — erwidert der Prinz: „Ich werde nie außer Acht lassen, was ich meinen Eltern schuldig bin; ich fühle auch, daß ich die Beleidigung nie vergessen werde. Wenn man aber Genugthuung dafür giebt, dann bin ich ein zu guter Niederländer, um nicht vergeben zu können.“

Auch in den österreichischen Niederlanden sieht es bedrohlich aus. Kaiser Joseph ist mit der Nachgiebigkeit, welche die Statthalterin, Erzherzogin Christine, den Ständen von Brabant erwiesen, sehr unzufrieden. Wohl wurden, mit Genehmigung der Statthalterin, den Brüdernschaften und Kirchen die Prunkgeräthe und Bilder zurückgegeben und im Triumph, mit Musik und Fahnen, an die frühere Stätte getragen, — aber die Subsidien wollen die Stände erst zahlen, nachdem der Kaiser die Declaration der Erzherzogin Christine ratificirt hat, und dessen weigert sich der Monarch. So lebt eintheils das Volk von Brabant einen guten Tag. Nachdem bereits die Steuern auf Wein, Bier und Mehl aufgehoben worden, wird auch noch die Zahlung der Abgaben auf Mehl und Vieh eingestellt. Aber man ahnt, daß die Freude nicht von langer Dauer sein wird. Die Deputirten der Stände ließ der Kaiser in Wien gar nicht vor, suchte dagegen beim Schwäbischen Kreise die Genehmigung zum Durchmarsch von Truppen nach, deren

insgesammt sechzigtausend Mann nach den österreichischen Niederlanden geschickt werden sollen. Wie theuer diese Expedition zu stehen kommen wird, lehrt eine Berechnung, nach welcher der Transport einer einzigen Kanone von Wien nach Brüssel fünfzehnhundert Gulden kosten wird. Gegenüber diesen militärischen Vorbereitungen herrscht große Besorgniß in den österreichischen Niederlanden; in allen Kirchen werden Gebete „um Abwendung allen Unglücks“ gehalten. Aber auch zum bewaffneten Widerstande rüstet man sich. Wie in Holland, so üben sich in Brabant die Bürger zum Kriegsdienste, ja, es heißt, daß die Mönche in den Klöstern Exercir-Übungen anstellen.

Ganz anders werden die liberalen Reformen des Kaisers Joseph von einem Theile des hohen Clerus im eigentlichen Oesterreich aufgeföhrt. Unter dem freisinnigen Regiment des Erzbischofs von Salzburg kam es geschähen, daß man in der Kirche des Bürgerhospitals einige überflüssige Altäre wegbricht und die dazu gehörigen Stühle, Bilder und Statuen von Heiligen, öffentlich versteigert. Ein Johann von Repomus in einem Glaslaster kommt auf vierundzwanzig Gulden Conventionsmünze zu stehen. Wie schlecht das Erzbisthum Salzburg bei streng kirchlich gesinnten Regierungen angeschrieben war, kann man daraus ersehen, daß die in Salzburg angekündigte „Allgemeine Literatur-Zeitung“ in Baiern verboten wird, noch ehe das Blatt wirklich erschienen ist. Ein weiteres Characteristicum für die innerhalb des deutschen Clerus auftauchende liberale Bestimmung aus Fulda: Der Domherr Freiherr von Albra daselbst hatte einen Preis auf die beste Abhandlung über das Thema ausgesetzt: „Welches sind die Mängel in der Grundverfassung der geistlichen Staaten in Deutschland, und welches die Mittel, sie zu heben?“ Den Preis erhält der ehemalige Elwangische Hof- und Regierungsrath Ebler von Sartori, der eine Hauptursache des Verfalles der geistlichen Staaten in den nach Rom fliehenden Zahlungen entdeckt. Nach seinen Berechnungen hat der päpstliche Stuhl seit 280 Jahren aus den deutschen Diocesen, Prälaturen, Stiftern und Klöstern nicht weniger denn 87,773,400 Gulden bezogen, — hierin die- jenigen Summen nicht miteingerechnet, welche durch Privat-Per-

sich erregen.“ Dergleichen soll fortan nicht mehr statthaft sein, und die Polizei wird angewiesen, die Contravenienten zur Verantwortung zu ziehen. „Ingleichen werden die Ein- und Auspassirenden ersucht, in den Thoren beim Examiniren, welches auf's genaueste geschehen soll, ihre Namen, Berichtigungen, oder ob sie nur spazieren fahren u. s. w., mit Bescheidenheit und der Wahrheit gemäß anzugeben.“

Aus dem Reiche verdient ein Verbot des akademischen Senates zu Leipzig Erwähnung, welches den Studirenden untersagt, Schauspiele unter sich oder in Gesellschaft Anderer aufzuführen. Abgesehen von der Zeitvergeudung und den Kosten, meint der Senat, „gereicht es Niemand zur Ehre, sich in der Verstellungskunst zu üben und erdichtete Tugend und Laster vorzustellen.“ Durch einen zweiten Erlaß wird den Studirenden verboten, Hunde zu halten, weil es der öffentlichen Sicherheit nachtheilig, zum Studiren nicht nöthig und sogar weiblich sei. — Zu einem gar drastischen Mittel sieht sich die wohlweise Behörde der Stadt Jersb den poculirenden Mitbürgern gegenüber genöthigt; vor der Hauptwache wird ein großer Hel aufgestellt und eine Tafel mit der Inschrift: „Strafe für Volkäufer.“

Gerade jetzt, wo der Hypnotismus so viel von sich reden macht, verdient ein Artikel der Pariser „Correspondance“ wieder vorgeführt zu werden, den die Spener'sche Zeitung vom 5. Juli reproducirt: „Der Magnetismus wird in Deutschland durch eine geheime Gesellschaft verbreitet, welche sich die harmonische Societät nennt und einem Flusse gleicht, der gegen seine Quelle hin zurückströmt; denn Europa hat diese schöne Erfindung Deutschland zu verdanken. Man sagt, der Hauptsitz dieser Gesellschaft sey zu Straßburg. Der Doctor Pichler begab sich neulich von dort nach Mannheim, magnetisirte daselbst vierzehn Tage lang eine alte Frau und ein junges Fräulein und nahm 22 neue Mitglieder in die Gesellschaft auf, wofür nur zwei Louisdor Receptionsgebühren bezahlt wurden. Derauf reiste er nach Mainz und Frankfurt, wo der Magnetismus schon große Fortschritte macht. Es ist sonderbar, daß die Deutschen in Alles, was aus der Fremde kommt, heftig verliebt sind und Alles, was in ihrem Vaterlande geschieht, kalt und wie schlaffüchtig ansehen. Wäre der Magnetismus in Wien oder Berlin entstanden, so wäre er sogleich nach seiner Geburt an den Ufern der Donau oder der Spree wieder erloschen; aber er hat in Paris Aufsehen gemacht, und Deutschland will nun durchaus das Echo von Frankreich seyn.“ — Die Spener'sche Zeitung bemerkt zu dieser höhnischen Notiz: „Wie bekannt, ist der Magnetismus wirklich nicht in Frankreich, sondern in Wien aufgefunden; aber man hat den Erfinder desselben, Dr. Mesmer, damals verläßt, und er hat wenig oder gar nicht damit verdienen können; nur erst ist, seitdem uns die Franzosen die Puppe zurückgeschickt haben, die sie von uns bekommen, spielt auch ein Theil der ernsten Deutschen damit.“

Nachdruck verboten.

Die Insel des Minos.

Von A. v. Schweiger-Verchenfeld.

Nach sechshunddreißigstündiger Seefahrt vom ägyptischen Alexandria aus gegen Nordwesten, — dem ionischen Meere zu, — steigt am graublauen Horizont zur Rechten eine weiße Wolke über die Wasser. Mag dies eine Täuschung sein, — sie ist überraschend; denn die weiße Wolke, welche dort emporsteigt und alsbald von der Sonne geröthet wird, ist nichts Anderes, als ein Fels oder vielmehr ein Felsgebirge: das westliche Hochland von Kandia. Das ist das erste Stück Griechenland, welches man auf einer Reise vom Süden herauf zu Gesicht bekommt. Nach einigen Stunden steht die ganze „Sphakia“, — wie man diesen westlichen Theil der Insel nennt, — vor uns, verschwommen, in gelben Sonnenampf gehüllt, der dort über den Wasser wallt, welche an eine der Wunderinseln der Phantasia anschlagen. Damit ist nicht etwa Kandia, sondern das benachbarte Cerigo, das antike Kithira, gemeint. Es ist jene öde Insel, welche nach den südlichen Bergen des Peloponnes anschaut. Unter einem anderen Himmel würden diese Felszaden den Eindruck melancholischer Wildheit machen und das Märchen von der „Schaumgeborenen“ schonungslos zerstören. Das Licht des Südens und das blaue Meer aber thun Wunder. Die weißen Klippen, welche um die hohen Klippen katern, erinnern an das Aeschyleische „sonngewohnt und vogelheimlich.“ Die Luft ist balsamisch weich, wie jener Jephyr, welcher die aus dem Meere aufgetauchte Göttin in ihrer Mischel nach dem fernen Cypern trieb.

So weit indeß geht die Aussicht nicht. Immer nur der weiße Fels von Kandia ist es, der uns im Gesichtskreise liegt. Schon sieht man größere Flächen, von dunklen Felsen, den Wäldern, getigert, — sieht man braune, steile Klippen und fühlt den Hochwind, der von dort her über das Meer weht und es leicht kauft. Dann erweitert sich das Bild zu einem langgestreckten Lande; andere Hochgipfel tauchen auf, von denen der nähere jener „Ida“ ist, auf welchem Zeus geboren wurde. Alle blaudustigen Höhen, weitgestreckt bis zum äußersten östlichen Gesichtskreis, gehören zu Kandia. Man bekommt nun die richtige Vorstellung von dieser größten aller griechischen Inseln, welche sich wie ein ungeheurer Damm zwischen dem offenen Mittelmeere und dem ägäischen See erstreckt, als wollte sie diesen von der übrigen Welt abschließen.

Die Bedeutung des antiken Aetia war gleichwohl eine andere. Es sollte nicht ausschließen, sondern vermitteln. Schon an jener äußersten Grenzlinie, wo die Gestaltungen der Ueberlieferung zwischen Mythe und historischer Realität unsahbar hin- und herschwanken, läßt ein Volk an jenen Gestirnen Spuren zurück, welches die ersten Pfade in die hellenische Geschichte eröffnet. Es waren die Pelasger, ein Volk semitischen Stammes, welches, von des Lebens Noth gedrängt, das überdölkerte und



Nach Stichen aus dem „Journal des Luxus und der Moden vom Juli 1787“.

sonen, Bettelorden und andere Kanäle nach Rom gestossen und mindestens auf die gleiche Höhe zu schäpen sind.

Aus Wien wird von einer wichtigen Neuerung in den öffentlichen Bädern berichtet. In den Baderzellen auf der Donau wurden „Spritzbäder“ angebracht, „wo man durch Anziehen eines Ventils von oben her mit Wasser angepumpt wird, das in der größten Schnelligkeit und in den feinsten Tropfen den Kopf und den ganzen Leib von oben her benehmt.“ Betreffs der Mode wird über das Ueberhandnehmen des Sporntragens geflagt: jeder Labendiener, Ferrändemacher und Schneidergeselle stolzirt Sonntags mit breiten silbernen Sporen daher. Zur Charakteristik der Strafrechtspflege sei erwähnt, daß der Polizeimeister von Lemberg, welcher des Einverständnisses mit Gaunern überwießen worden, nach Wien transportirt und daselbst drei Tage auf der Schandbühne ausgestellt wird. Am letzten Tage erhält er fünfzig Stockschläge und wird darauf zum Gassenkehrer und Schiffsziehen abgeführt.

Auch in Preußen herrscht eine gar strenge Rechtspflege. Der Küster zu Jähndorf, welcher Schönfeld'sche Unterthanen zum Ungehorsam gegen ihre Obrigkeit aufgewiegelt, wird zu dreijähriger Festungsarbeit verurtheilt. Nach Abbüßung der Strafe soll er unter die Soldaten gesteckt oder, wenn er zum Militärdienst nicht tauglich, zeitweilen in ein Arbeitshaus eingesperrt werden. Sämmtliche Einwohner der Gemeinde Schönfeld werden mit Gefängniß bestraft, die Häßlichste außer dem mit sechs- bis achtzehnmaligem Gassenlaufen.

In Berlin legt am 4. Juli der Kronprinz (später Friedrich Wilhelm III.) „mit der größten Freimüthigkeit und zur großen Ehre aller Anwesenden“ das Glaubensbekenntniß ab und erhält durch den Hovprediger Sack die Einsegnung. — Nach einer Bekanntmachung des Gouvernements und des Polizeidirectoriums von Berlin hat der König es mißfällig bemerkt, „daß viele Fremde unter anderen angenommenen Namen in den Thoren hier selbst zeitweilig einpassirt sind und beim Auspassiren auch in den Logis sich wiederum veränderte Namen beigelegt haben, wodurch sie einen gegründeten Verdacht gegen

magere Land der Philister (einen Theil von Kanaan) verließ, um auszuwandern. Dies bedeutet auch ihr Name, der auf Phönizisch „Belethiti“ lautet. Die ersten Pelasger an der kreischen Küste waren die Danaiden. Später kamen die Phönizier nach. Beide Völker schiedten auf dieser Hochwarte des Mittelmeeres Kulturkeime aus, welche zu Wurzelstöcken des nachmaligen hellenischen Götterhimmels wurden.

Auf dem Hochapfel des Ida, der Geburtsstätte des nach asiatisch-ägyptischen Vorbildern geformten Zeus, wurden scheinbar verschiedene Ideenträume und religiöse Systeme in einander geknüpft. Nur der erweiterte Horizont unserer Zeit konnte alles das, was die speculative Forschung früherer Zeit trennte, wieder zu sammenführen. Der Eingeweichte weiß, daß die ersten Geistesflammen, welche die Dämmerung althergebrachter Speculation durchhellten, vom engherzigen Klassicismus am liebsten ausgelassen worden wären. Daß es nicht gesüßigt ist, weiß Jeder, der die antike Welt nicht kritisch durchwandert. Seitdem hat auch auf den Urstätten der arisch-fermischen (also der europäischen-asiatischen) Kultur, — in Westasien, — das Licht der Forschung vorhandene Wurzelstöcke bloßgelegt. Auf Felswänden und Thontafeln hat man eine geheimnißvolle Schrift entziffert, die Keilschrift, in welcher Gedanken lebendig wurden, die man für ursprüngliches Eigenthum der Völker am Mittelmeere hielt. Von dort, wo die Sonne emporsteigt, ist eben auch alles Licht der Menschengeschichte ausgegangen, und es wäre Thorheit, anzunehmen, daß dieser Geist des Menschenthums aus verschiedenen, von einander unabhängigen Feuerquellen emporgeleitet sei.

Wir führen dies Alles nicht deshalb an, um uns mit der Glorioten der Gelehrsamkeit zu umgeben. Was hier vorausgesetzt wurde, soll nur den Stützpunkt abgeben, von dem aus ein Traum der modernen Hellenen zerstört werden soll. Genau genommen ist es aber nicht einmal ein Traum, sondern — eine Geschichtsfälschung. Zu den vielen Fabeln, welche sich die heutigen Griechen zu staatspolitischen oder nationalen Zwecken zurecht gelegt haben, gehört auch die von der Zusammengehörigkeit Kreta's mit dem „Mutterlande“. Alle Welt hält dies für eine Thatsache, und die vielwissenden Diplomaten denken nicht anders. Wie aber die Geschichte lehrt, hat Kreta niemals zu Griechenland gehört. Zu einer Zeit, da die Insel theils noch phönizisch, theils philistischer-pelasgisch war, erfolgte von Peloponnes her eine hellenische Einwanderung. Es waren die Dorier, welche die Insel besiedelten. Wenn man den Taygetos, den höchsten Berg im Peloponnes, der zudem im dorischen Besiedelungsgebiet liegt, besteigt, sieht man fern in Südwest den Gipfel des Ida. Das Wanderziel war also gegeben, und da die Dorier keine Kulturträger und Gesetzgeber waren, wie man bislang glaubte, sondern Freibeuter, kann diese Einwanderung der Insel keinen Segen gebracht haben. Im Alterthum war Kreta immer selbständig und blieb es so lange, bis es in die Gewalt der Byzantiner gerieth; alsdann übernahmen die Venezianer das Erbe, welchen es von den Arabern entrisen wurde, und zuletzt eroberten die Osmanen die Insel.

Von großem Interesse ist nun die Wahrnehmung, daß auf Kandia das Doriertum an einer Stelle der Insel sich unverfälscht in der vollkommenen antiken Wildheit und Inferiorität erhalten hat, in der Sphalioa nämlich, dem „weißen Gebirge“ im äußersten Westen der Insel. Dort trug man noch bis zur Reize des vorigen Jahrhunderts Pfeile und Bogen, dort tanzten die Krieger die „Purrischa“, den uralten Kriegstanz der Kreter. Dabei sind die Sphalioten von wilder Tapferkeit, welche im Einklange steht mit ihrer vielgerühmten Sittenstrenge und Moralität. Mit einer tiefen und starken Religiosität verbinden sie allerdings einen krassen, von heidnischen Auklängen durchtränkten Aberglauben, und einen leidenschaftlichen Drang zur Blutsfehde, welcher den ohne dies nur einige tauend Köpfe zählenden Volksstamm häufig genug gespalten und entzweit hat.

Wenn man von landläufigen „Mohamedanern“ spricht, ist zu bemerken, daß damit keine „Türken“, sondern moslemische Griechen gemeint sind. Ihrer Abstammung nach ist also die Bevölkerung der Insel eine einheitliche; nicht aber in Bezug auf ihr Glaubensbekenntniß. Die zwei Jahrhunderte, seit 1669, seit welchen Kreta in türkischem Besitz ist, haben ausgediebt, wenigstens in den zugänglichen Gebieten alles Leben zu erlöbten und die Bewohnererschaft, welche auf eine dreitausendjährige Geschichte voll erhabender Jüge und glänzender Erinnerungen zurückblicken durfte, in den Staub zu treten. Dank diesem Vorgehen, ist im Laufe der Zeit ein großer Theil der kreischen Griechen zum Islam übergetreten. Es waren hauptsächlich die Sphalioten, welche sich dieser Türkificirung mit Erfolg in ihrem wilden Alpenlande erwehrt. Dort führen von dem Halbbrund der Küste beschwerliche Pfade durch stundenlange Felsengen nach jenem Hochlande, wo der in sich völlig abgeschlossene Stamm seine uralten Sitten und Lebensgewohnheiten erhalten und ein starkes Freiheitsgefühl bewahrt hat. Die Sphalioten sind einer der wenigen morgenländischen Volksstämme, an denen die Türken ihre Meister gefunden haben. Zwar führte einmal Verrath die Letzteren in das Innere des Hochlandes, und selbst diese zähen Widersacher mußten sich gefallen lassen, daß man ihre Frauen und Töchter auf den Sklavemärkten von Damascus, Kairo und Smyrna verhandelte. Im Großen und Ganzen aber ist es in der Sphalioa seit der osmanischen Invasion beim Alten geblieben, und in den Stunden der ärgsten Bedrängniß sahen und sehen die christlichen Kreter immer mit erneuter Hoffnung auf ihre Brüder im westlichen Hochlande, welche so oft schon auf die eindringenden Türken-Bataillone den Steinhagel niederprasseln ließen.

Zur Neubebung dieser Hoffnung fehlt es nie an Anlässen. Wie die benachbarte Insel Santorin, auf welcher die vulkanischen Kräfte beständig rumoren, geräth auch Kreta alle paar Jahre in Bewegungen anderer Natur. Seit dem letzten großen Aufstande, von 1867 bis 1869, ist dieses Schauspiel auf der Tagesordnung. Es hat nichts genutzt, daß in jenen Jahren die osmanischen Nizams furchtbar hausten und die betrumelte Soldateska Tag für Tag Schrecken in den Städten verbreitete. Damals wagte sich durch Wochen keine Frau und kein Mädchen auf die Straßen, und wenn zur Nachtzeit das wilde Geheul in den Wohnungen widerhallte, zitterten Kinder und Weiber um ihr Leben. Zur Sühne freilich ließen auch die Sphalioten es an Grausamkeiten nicht fehlen. Das entsetzliche ihrer Natur und dem uralten morgenländischen Sprichworte: „Aug' um Auge, Zahn um Zahn“. Immerhin hat seit damals wenigstens auf Seite der Türken eine mildere Praxis Platz gegriffen, und während der Bewegungen der letzten zwanzig Jahre ist es niemals zu außergewöhnlich blutigen Ausschreitungen gekommen.

Der Reisende, welcher von Norden her nach Kreta kommt, durchschneidet das ägäische Meer seiner ganzen Breite nach. Kein

Ueingeweihter würde dieser Insel-See besonderes Interesse widmen, wenn man ihm nicht sagte, daß er sich in der See befindet, wo Danaos hilflos mit dem jungen Perseus in einem schwankenden Kasten über den schwarzen Abgründen der Amphitrite trieb, wo die Argonauten schiffen, Apollo geboren wurde, der himmelaufstrebende Zeus aus Aethyren in die aufrauschende Fluth stürzte. . . Es ist der Mittelpunkt des Gesichtskreises, der drei Erdtheile umfaßt. Kreta ist der vom Wasser umflossene Hauptpfeiler dreier Welten. Vom heiligen Nil her kommt, — durch die Danaiden, — der belebende Anhauch der Götter-Mysterien, von Arien der Lichtstrahl phönizischer Kultur. Vom Götterberg Ida machen die neu aufgeklimmten, weltumgestaltenden Ideen ihren weiteren Weg nach Westen und Norden.

Daß diese Dinge nicht auf der Hand liegen, ist selbstverständlich. Mancher Reisende, dem die Schulweisheit im Lebensdrange ausgegangen ist, hat nichts von derlei Erinnerungen bewahrt. Er sieht nur ein Bild des Schreckens, den „Archipel in Flammen“. Gewiß zittern noch alle Nerven nach, denkt man der osmanischen Greuel auf allen diesen Inseln während des griechischen Freiheitskampfes. Aber auch an frühere Zeiten fehlt es an Anknüpfungspunkten nicht. Wenn man in den feuchten Hafen der Stadt Kandia, — dem Hauptorte der Insel, — einläuft, sieht man ringsum die gewaltigen venezianischen Festungswerke, deren Verteidigung durch die Venezianer denkwürdig für alle Zeiten geworden ist. Drei Jahre (1667 — 1669) währte die Belagerung, bei welcher die Venezianer 30,000 Mann verloren, 50,000 Kanonenkugeln verschossen, während die Angreifer diese eiserne Taufe mit 40,000 Kanonenkugeln, 15,000 Bomben und 20,000 Granaten erwiderten.

Deute ist es still in diesem Hafen. Die Mauern sind im Verfall, die venezianischen Paläste liegen seit zwei Jahrhunderten in Ruinen. Dazwischen erheben sich mohamedanische Buden, von Palmen beschattet. Einige Stunden von der Stadt aber liegt die Stätte von Knosos, wo das weltberühmte Labyrinth lag. Dort, in der idyllischen Einsamkeit mit ihrem Pflanzenreichthum, geht der Geist des Minoos um, der Kreta zu einem der blühendsten Kulturstaaten der alten Welt gemacht hatte, und von dem die Griechen träumen, daß es einst wieder so sein werde. Uns aber schwebt vor, daß diese Zeit für ewig vorüber ist, ob nun Griechen oder Türken Herren der Insel seien.

Kadendruck verboten.

Bei den Staaren im Schilfe.

Von Karl Krezschmar.



u den beliebtesten und bekanntesten gesiederten Freunden des Menschen gehört in unserem Vaterlande der Staar. Er hat es, wie nur wenige andere Vögel, verstanden, sich dem menschlichen Treiben ungemein innig anzuschmiegen, und in unserer nächsten Umgebung seine Bruststätten angelegt. Als Vögel, dem es nur „in Compagnie“ behagt, ist er allwärts bekannt; ein hervorragendes Beispiel für diese Eigenschaft soll die nachfolgende Schilderung bieten.

Sogleich nach dem völligen „Flüggelein“ der Jungen scharen sich diese mit den Alten zusammen und gehen gemeinsam auf dem Felde ihrer Nahrung nach, während sie des Abends dann am liebsten in vielköpfigen Scharen in die Rohrstrecken großer Seen und Teiche einfallen, um dort zu übernachten. Als ein solcher Versammlungsort muß auch der Reuteich im Leopoldsdorfer Dominialforste, eine Stunde östlich von Görlitz, gelten, ein Teich, der mit dichtem und hohem Schilfrohre reichlich besetzt ist und eine Fläche von etwa acht Morgen umschließt. Gegen den Damm hin wird er von einem Laubgehölz malerisch umgeben, während die andern Seiten an sumphige Wiesen und Bruchfeld stoßen. An diesem Teiche habe ich an lauen Sommertagen und frischen Herbstabenden gar manches Mal gestanden und mich wonnertrunken in das Studium der immer frohen und sorgenfreien Naturbewohner vertieft.

Der Tag neigt seinem Ende zu. Die Sonne verglüht am fernem Horizont in goldenem Purpur; ihre letzten Strahlen streifen funkelnd die Häupter der mächtigen Eichen, und schimmernd malen sie sich ab an den silberrindigen Birken, deren liebliches Laub gar innigtraute Weisen flüstert; glänzend ziehen sie durch's Schilf dahin, und ein rothger Schein lagert über dem Waldwehler, dessen Wasser, vom leisen Abendwinde getrieben, sich silbern kräuselt. Friede schwebt über der kühlen Fluth; voller Behmuth niden ein Grablied die Blätter einer Weide, welche dicht am grasigen, mit blühendem Heidekraut überzogenen Ufer ihr schwankendes Geäst ausbreitet. Die emsige Schwalbe streicht noch immer gerade über das Wasser hin, unter den zahlreichen Nidenschwärmern, welche dem Teiche entsteigen, gewaltige Verheerungen anrichtend. Traulich zwitschert die Rohrdrossel im Schilfe, und hell durchklingt der laute Schlag des Buchfinkens die Waldung. Jetzt ziehen sich auch die wilden Enten an ihre Bruststätten zurück. Hin und wieder fliegt ein aufgeschreckter Kibitz empor, oder irgend ein anderer Vogel sucht eiligst seinen Schlafplatz auf. Hoch über uns zieht noch ein Raubvogel mit den langen Schwingen seine weiten Kreise.

Plötzlich rauscht es hinter uns: dicht über die obersten Kronen des Laubwaldes streicht ein Flug von etwa hundert Staaren dahin und stürmt unter kläglichem Flügelschlag eiligst in's Schilf. Ihm folgen noch mehrere andere Jüge. Da kommt plötzlich auch von einer anderen Seite ein Strom dahergerauscht, welcher allein mehrere Hunderte zählt, bis schließlich allerwärts unzählige Massen der schwarzen Gesellen die Luft durchschwirren und, herabfallenden Wolken ähnlich, sich donnernd in das ausgedehnte Röhrich ergießen. Zug folgt auf Zug; Scharen von Tausenden und aber Tausenden stürzen brausend zum Schilf hernieder. Hier und da erheben sich bereits eingefallene Abtheilungen aus demselben, um sich mit den eben erscheinenden Jügen der Genossen unter großem Geräusch zu vereinigen und sodann sich wieder gemeinsam in's Rohr niederzulassen. Auch die hohen Epen und Eichen in der Nähe wimmeln von den unermesslichen Motten des schwarzen Volkes. Damm und wamm schweift wohl auch ein Flug von fünf bis fünfzehn Stück Nachzügeln über die Felder, während vielleicht fünfzig darauf ein Heer von einigen Tausenden durch die Lüfte einherjaunt.

Der Abend sinkt immer weiter, und noch viele Tausende strömen zum geliebten Tummelplatze zusammen. Endlich sind alle Stellen in dem büscheligen Röhrich eingenommen, und nunmehr hebt ein Gezwitscher an, welches weithin vernehmbar ist, gleichsam als theilten sich die Vögel gegenseitig die Erleb-

nisse des Tages mit, oder als wünschten sie einander „Gute Nacht!“ Erst wenn völlige Dunkelheit eingetreten ist, wird es still im Schilfe des Teiches. Am andern Morgen aber, in aller Frühe, erheben sich unsere Staare wieder inselammt von ihren Schlafstätten und brechen in getrennten Flügen auf, um sich Abends wieder am Teiche einzufinden.

Bemerkenswerth ist, wie es nur ziemlich selten vorkommt, daß sich einzelne Köpfe aus einem Fluge in einen anderen veritren; ebenso kennt fast jeder Staar den Platz, welchen er sich einmal ansersehen hat. In einem Jahre befand sich, nach der Angabe des herrschaftlichen Jägers, auch ein weißes Exemplar unter seinen zahlreichen schwarzen Brüdern. Uebrigens richten die schwarzen Vögel durch das Umfluten von Schilfstengeln manchen Schaden an. Es mögen wohl, ohne Uebertreibung gesagt, an 500,000 Köpfe allabendlich im Sommer und Herbst in dem Rohre des Reuteiches übernachten.

Wertwürdiger Weise aber fallen sie nur in diesen Teich in so erstaunlicher Anzahl ein. Obgleich noch viele andere Gewässer in der waldigen Umgegend und den benachbarten Ortschaften liegen, so werden doch dieselben von Staaren entweder sehr wenig oder gar nicht besucht. Die Thatsache ist leicht erklärlich. Einerseits sind die übrigen Teiche nicht so einsam gelegen, wie der genannte; andererseits aber sind sie nicht so reichlich mit Rohr versehen. Dies gilt auch für einen unweit des Reuteiches gelegenen großen Teich, welcher eine Wasserfläche von ungefähr zwölf Morgen bedeckt. Gerade der Reuteich scheint den Staaren vermöge seiner einsamen Lage den passendsten Versammlungsort zu bieten.

Diese geselligen Vereinigungen der Staare nehmen im Monat Juli ihren Anfang, sobald das Schilfrohr (Phragmites communis) ein so hohes und dichtes Wachstum erreicht hat, daß man von dem dazwischen stagnirenden Wasser nichts sieht. Gegen die Mitte des October, wenn die Halme schon gelb werden, kann man die Staarenwärme immer noch beobachten, bis der Abzug der Hauptmenge nach dem Süden erfolgt. Mir hat es heiss zu großer Freude gereicht, das Zusammenströmen der Staare aus nächster Nähe zu beobachten und zugleich im Genuß jener reich gesegneten Landschaft mit vollen Athemzügen zu schwelgen.

Kadendruck verboten.

Epigrammatisches.

Von Paul Schönfeld.

Triftiger Grund.

Ein Bonvivant, dem seine Gattin war
Mit einem Andern durchgegangen,
Erschöpft fast, sie wieder einzufangen,
Der Zärtlichkeit Vocabular,
„D lehre wieder!“ schloß er lebentlich,
„Ich kann partout nicht leben ohne Dich!“
Nur allzu wahr, denn sie besaß das Geld,
Er weder folches, noch ein Arbeitsfeld,
Noch Lust zu was, das einer Arbeit gleich.

Einst und jetzt.

Auch bei Wasser und Brot, so behaupteten Weise von eh'mals,
Werde dem Weisheitsfreund göttliche Freude zu Theil.
Doch bei Trüffelpartien und See! schreibt über des Daseins
Qual und das Welt-Elend lange Kapitel man heut.

England und Deutschland.

Naßlos schilt man und schimpft auf Englands Krämerge-
sinnung,
Doch was verdienten dabei Tennyson, Bulwer und Scott!
Deutschland nahm ja bekanntlich den Idealismus in Erbpacht,
Doch kein deutscher Poet starb noch als Millionär.

Antwort der deutschen „Idealisten“.

Kann denn Gold aufwiegen des Genius Gaben? Gewiß nicht!
Bleibe man ihm deshalb fern mit dem schneidnen Metall.

Frommer Wunsch.

Größer als Dunkles erscheint stets Helles dem leiblichen Auge;
Tauschte das geistige doch ähnlicher optischer Trug!

Der Adler in der Einbildung.

Ein Sperling hörte, daß der Kar
Stets einsam, nie in großer Schar,
Wie Spazier, sich zu halten pflege.
„Das bring' ich auch wohl noch zuwege,
Wenn's weiter nichts,“ das Späglein sprach,
Mit allen seinen Freunden brach
Und flog auf einen hohen Baum.
Da träumt' er seinen Adlertraum
Nun stillvergnügt, der keine Raß,
Und wer ihn sah, der Meinung war,
Daß dies ein sonderbarer zwar,
Doch eben immer nur — ein Spaz.

Kadendruck verboten.

Wiener Toiletten zum Jubiläum in London.



m Auftrage der Herzogin Louise von Sachsen-Coburg war aus Anlaß der Londoner Jubiläum-Feste in einem Wiener Hause eine glänzende Reihe von Toiletten angefertigt worden, die allgemeine Bewunderung erregten. Ein Unicum an Pracht und Kostbarkeit bildete die für die kirchliche Feierlichkeit bestimmte Toilette aus schwerstem, mit Gold und farbigen Rosen-Bouquets durchwirktem Brocat-Pompador, deren Devant mit rosa Cröpe und einer Garnitur der herrlichsten, dem Familienschatze der Prinzessin angehörenden Brillen-Spitzen geschmückt war. Für das Gartenfest wurde eine höchst originell componirte Blau-, mit Stahlspitzen (die Nouveauté der Saison) geschmückte Toilette gewählt, welche reizende Schleifen von cremefarbigen Noirs-Bändern anmuthig umflattern. Auserlesen ist ferner die „Parade-Toilette“ (Jacon Hedingote) aus grauer Ottomane, mit gesticktem Cröpe lisse, das Unterkleid aus cremefarbigen Noirs-Bekin. Die Farben Cröme und Grau bilden überhaupt eine sehr bevorzugte und unfeugbar auch höchst distinguirte Combination. Ueberaus

graziös trotz, oder vielleicht eben wegen ihrer Einfachheit, präsen- tierte sich eine echte Sommer-Toilette aus durchgängig ge- stichtem Batist, welche mit den so kleidsamen Fußärmeln aus- gestattet war. Erlesenen Geschmack beweist eine andere Toilette aus gelbem Crepe de Chine, mit Einfügen von Valenciennes, deren Corsage mit dem graziösesten Gürtel aus blauen Moir- Bändern geschlossen wird. Prachtvoll präsentiert sich eine him- melblaue, mit Silber gestickte Diner-Toilette. Dieselbe ist mit Tüll, sowie mit schönen Tuffen aus kurzen, mit Silberpuder bestäubten Federn geschmackvoll gepuzt.

Voll reizender Anmuth sind die für den Tanz bestimmten Roben: Eine Ball-Toilette aus zartem gelben, mit Silber ge- stichtem Tüll, deren lieblichen Schmuck graziös gekrüpfte blaue Bandschleifen bilden, — ein wahres Feen-Kostüm! — und eine herrliche Ball-Robe in Blauprosa. Das Devant bildet hier gold- gestickter Tüll; die in malarischen Falten niederwallende Schleppe, — schwerster, mit Gold und Silber durchwirkter Brocat, — wie die Taille zeigen sich mit reizenden Blumen-Guirlanden garnirt.

Th. Mirani.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Ein Tag auf Helgoland. Siehe das Bild von Hans Bartels, Seite 304. — Es war ein glühend heißer Sommer- nachmittag. Die Sonne brannte auf die Bohlen der Helgoländer Landungsbrücke herüber, auf den Sand und den braunen Seetang, und sein Windhauch brachte Kühlung. Das Meer lag träge im Sonnenschein, und die kleinen Wellen, die es an's Land schickte, waren auch träge und benehnten kaum den weißen Sand; immer kürzer wurde ihre nasse Spur, denn es war der Anfang der Ebbe. Im Sande neben der Landungsbrücke wühlten die Kinder, während Mütter und Wärterinnen oben standen und gespannt nach den Voten schauten, welche die Dampfer-Passagiere an's Land befördern sollten. Man nennt diese Versammlung auf der Landungsbrücke „die Kästerallee“; doch ist es eigentlich mehr die Hoffnung, unter den Ankommenen Bekannte zu begrüßen, als die Freude am Kästern, was die Leute hier zusammenführt. An einem solchen Sommertage war erst recht kein Grund dazu, denn die ruhig schlummernde See hatte auch bei dem ärgsten Oasenstich keine Spur von Seekrankheit auskommen lassen.

Die Vöte kamen an, die Passagiere zerstreuten sich, und be- friedigt suchten die Reisten der „Kästerer“ ihre schützenden Strand- löcher wieder auf. Mein Mann und ich schlenderten langsam durch die „Bindfaden-Allee“, freuten uns an den braunen oder hellen Fischernetzen, denen diese Allee ihren Namen verdankt, be- wunderten die Kunstfertigkeit der Fischer, die sie ausbesserten, und gelangten schließlich an der Häringspackerei vorüber, bis an die Ecke der Insel, wo schladige Felsblöcke den Weg versperren. Hier erst wurde es schattig und kühl, und wir bedauerten, nicht weiter zu können. Da ruderte ein Fischer in einem kleinen Vöte vorüber; wir riefen ihn an, und er setzte uns um die Ecke. „In zwei Stunden kommt die Fluth,“ sagte er, als wir ausgestiegen waren und mein Mann sich anschickte, seine Farben auszuspacken; „soll ich hier auf die Herrschaften warten oder wiederkommen?“

Wir entschieden uns für das Letztere, und er ruderte fort. Nun sahen wir dort in der einsamen, großen Natur. Rechts vor uns der steil aufsteigende Fels, der „Mönch“, zur Linken die weite Nordsee. Es war so still und friedlich; oben vom Fels- rande blöckten die Schafe, aber es klang nur gedämpft aus der Höhe, um den einsamen Mönch flatterten Möven und See- schwalben, und aus dem Meere kimmerte die Sonne. Und doch war es, als ginge ein melancholischer Schauer über Alles hin. War es die unbewusste Furcht vor der ehernen Unerbittlichkeit der Natur, die auch im lauchendsten Sonnenschein ihr Zerdrückungs- werk an dem rothen Felsenland fortsetzt? Durch die lautlose Stille hörten wir deutlich ein leises Rollen und Rieseln von brockelndem Gestein, und wie die langsam steigende Fluth so leise und sanft über die Steine rollte, sah es aus, als nagten die Wellen buchstäblich eine Stufe nach der anderen aus dem Felsen.

Auf einmal gab es einen Knall, wie ein Schuß, sodas wir erschreckt aufsprangen, und laut prasselnd und knatternd stürzte ein Stück des einsamen Felsfels herunter und zerstückelte in kleine Splitter. Zugleich, als hätte er dies Signal erwartet, stieß ein heftiger Wind in die ruhige See und jagte die Wellen rascher und rascher zum Ufer. Die Fluth stieg zusehends, dicke Schaumtreifen rollten heran und peitschten wüthend gegen die Steine, sodas es uns ganz unheimlich wurde. Dazu kam von der Seite, wo der Mönch lag, eine Gesellschaft, die sich bei einem Spaziergange um die Insel verspätet hatte, und die vor dem steigenden Wasser auf die schmale Felsplatte flüchtete, auf der wir gesessen hatten. Erst etwa in Manneshöhe über unserem Standorte zeigte ein Streifen von braunrothem, feuchtem Tang, der an dem Felsen klebte, wie hoch das Wasser zu steigen ver- möge, was nicht gerade zu unserer Verabingung diente.

Die Fluth stieg und stieg, der salzige Schaum flog bis zu unseren Füßen, und unsere Gesichter wurden immer angstvoller. Wie, wenn der Schiffer uns vergessen hätte? Aber nein, — endlich, endlich erschien er mit seinem Vöte, und in drei Fahrten brachte er uns Alle an's sichere Ufer.

Wanda Bartels.



Berlin. — Der persische Gesandte Mirza Reza Khan überreichte der Prinzessin Wilhelm von Preußen im Namen des Schah den persischen Damen-Orden. Derselbe ist reich in Diamanten ge- fäßt und zum Tragen an einem rosa und grünen, über die Schul- ter gehenden Bande eingerichtet.

Arnstadt (Thüringen). — Im Alter von einundsechzig Jahren verchied hier, in ihrer Geburtsstadt, Fräulein Eugenie John, unter dem Pseudonym „E. Marlitt“ als Roman-Schriftstellerin weit über Deutschlands Grenzen bekannt. Die Tochter eines armen Malers, wurde sie in ihrem sechzehnten Lebensjahre von der damals regierenden Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen als Pflegetochter angenommen. Die fürstliche Beschützerin wandte ihre Sorge vornehmlich auf die Ausbildung der schönen Stimme ihres Pfleglings, und Eugenie machte auch einen dreijährigen Curfus in Wien durch. Beim Beginne ihres Auftretens auf der

Bühne stellte sich indessen ein Gehörleiden ein, das sie zwang, dem öffentlichen Leben als Sängerin zu entsagen. Bis zum Jahre 1863 lebte sie als Vorleserin der Fürstin am Hofe zu Sondershausen und zog sich dann nach Arnstadt in den Kreis von Verwandten zurück, wo sie Ruhe fand, ihre Begabung als Schriftstellerin zu entwickeln. Schon mit ihrem ersten, 1865 in der „Gartenlaube“ veröffentlichten Roman „Die zwölf Apostel“ erzielte sie einen großen Erfolg, der mit den weiteren Werken sich noch steigerte, sodas „E. Marlitt“ bald zu den beliebtesten Schrift- stellerinnen zählte. Es löst sich nicht verkennen, das die große Mehrheit ihrer Romane nach der Schablone gearbeitet ist, und vor der strengen literarischen Kritik werden nur wenige ihrer Werke bestehen können; ja, man darf behaupten, das „E. Marlitt“ insofern einen schädlichen Einfluß auf die literarische Production ausgeübt hat, als ihre Schreibweise von zahlreichen minder be- fähigten Autoren nachgeahmt wurde. Bitter aber hat man in den letzten Jahren der Dichterin Unrecht gethan, indem die „rea- listische“ Kritik in ihren schwärmerisch angehauchten Erzählungen sogar Unsitlichkeit entdecken wollte. Niemand ist ein Vorwurf ungerechter erhoben worden, als dieser, und er mag die Dichterin, die seit einigen Jahren leidend war und die Feder gänzlich ruhen ließ, schwer getränkt haben.

Stuttgart. — Im Palais der verewigten Prinzessin Marie von Württemberg fand durch mehrere Tage die Versteigerung ihrer Hinterlassenschaft an Kleinodien, Gold- und Silbergeschmire statt. Obwohl die kostbarsten Stücke als Legate vermachd waren, also nicht mit zum Verlaufe kamen, so waren doch noch viele herrliche Geschmire und Geräthe übrig geblieben, welche Kunst- kenneer und Antiquitäten-Liebhaber von nah und fern herbeilodeten. Verschiedene Broschen, Armbänder, Haarnadeln, Brillantsterne u. s. w. erzielten Preise von neuhundert bis fünfzehnhundert Mark. Unter den Silbergefäßen fielen besonders zwei mächtige Terrinen in's Auge, die allein einen Metallwerth von zwölffhun- dert Mark repräsentirten.

Wien. — Comtesse Irene Prokesch-Osten, Tochter des Grafen Anton und der Gräfin Friederike Prokesch-Osten, — in der Theatergeschichte berühmte als Friederike Gohmann, — ver- mahlte sich mit dem Mannen-Lieutenant Grafen Franz Marquard Schenk von Stauffenberg.

Fräulein Stella von Hofenfeld, das beliebte Mit- glied des Burgtheaters, ist von Neuem für die Wiener Hofbühne verpflichtet worden. Dadurch sind alle Gerichte widerlegt, denen zufolge die Künstlerin, die bekanntlich wegen der Toiletten-Frage mit der Verwaltung des Burgtheaters in Zwiespalt gerathen war, an eines der neuen, für Berlin geplanten Theater engagirt sei.

Amsterdam. — Die Kaiserin Eugenie hat im Amstel-Seeal Wohnung genommen, um sich beim Doctor Meijer einer Massage- Kur zu unterziehen.

Brüssel. — Aus dem Schlosse Bouchout, dem Aufenthalt der un- glücklichen Kaiserin Charlotte, wird ein Vorfall gemeldet, der ungläublich erscheinen möchte, würde er nicht aus guter Quelle be- richtet. Zur Verstreuung der Leidenden, die sehr gern Musik hört, wurde vor einigen Monaten eine Musiklehrerin engagirt, welche die Aufgabe hatte, jeden Tag der Kaiserin vorzuspielen. Lange Zeit hindurch erfüllte die Klavierpielerin ihre Aufgabe in dis- creter, zurückhaltender Weise; aber neulich, als sie zu bemerken glaubte, das die Leidende besonders apathisch sei, kam sie, um dieselbe anzurücken, auf den ganz verweifelsten Einfall, die mexi- canische Volkshymne zu spielen. Gleich nach den ersten Tönen erhob sich die Kaiserin geisterbleich, trat immer näher an den Flügel heran, und als der Schluß-Accord erklang, sank sie mit dem markerschütternden Schrei „Maximilian!“ in Krämpfen zu Boden. Auch in den nächsten Tagen war die Kranke, bei der sonst Eindrückte nicht lange zu halten pflegen, ganz verstimmt. Das die Klavierpielerin sofort entlassen wurde, bedarf kaum der Erwähnung. Es hieß sogar, am königlichen Hofe sei man so er- bittert gegen sie gewesen, das man daran gedacht habe, sie den Gerichten zu überantworten.

— In einem eigenthümlichen Prozeß hat ein Portrait der Königin Louise von Belgien, der zweiten, 1850 verstorbenen Gemahlin Königs Leopold I., Tochter Ludwig Philipps von Frank- reich, Veranlassung gegeben. Um die Sammlung der Portraits von Mitgliedern der belgischen Königsfamilie in Brüsseler Muse- um zu vervollständigen, beauftragte das Ministerium einen Maler mit der Anfertigung des erwähnten Portraits, ohne das vorher ein Preis verabredet worden war. Der Künstler ließ sich nach und nach Vorschüsse in der Gesamtsumme von zwölftausend Francs zahlen, die bereitwillig gewährt wurden, und als er kürzlich das Bild abgeliefert, forderte man ihn, sehr zufrieden mit der Arbeit, auf, seine „keine Schlußrechnung“ einzureichen. Der Maler aber stellte nun den Preis des Bildes auf fünfzigtausend Francs, ver- langte also eine Nachzahlung von achtunddreißigtausend Francs, die er damit begründete, das der Maler Gallait für seine Por- traits des jetzigen Königs paares hunderttausend Francs erhalten habe; sein Werk stehe künstlerisch auf gleicher Höhe, folglich habe er für sein Portrait Anspruch auf die Hälfte dieser Summe. Da der Minister die Zahlung verweigerte, hat der Maler einen Prozeß angestrengt, auf dessen Ausgang man in belgischen Künst- lerkreisen sehr gespannt ist.

— Die Marquise von Acconati, Tochter des französischen Senators Beyrat, ist kürzlich durch Erbschaft Besitzerin der bel- gischen Herrschaft Gaesbeek geworden, auf welcher ein altes, ziem- lich verfallenes Schloß liegt. Sie gedenkt dasselbe restauriren zu lassen und beauftragte hiermit den Baukünstler Charles Albert, der sich selbst in Boisfort bei Brüssel ein Schloßchen in altem vlämischen Stile errichtet hat. Nach der Vollendung des Baues will die Marquise denselben dem belgischen Staate schenken; da- mit das Schloß aber niemals in die Hände der bösen Prussiens fallen könne, hat die deutschfeindliche Dame in die Schenkungs- urkunde folgende Bestimmung aufnehmen lassen: „Sollte jemals durch Kriegszufall oder auf andere Weise Belgien aufhören, ein unabhängiger Staat zu sein oder unter die Herrschaft Preußens kommen, so soll die Schenkung als aufgehoben angesehen werden und das Besitztum an die Familie der Marquise wieder zurück- fallen.“

Paris. — In der Kapelle der päpstlichen Nuntiatur wurde die Vermählung der Prinzessin Eugenie Murat, ältesten Tochter des Prinzen Joachim Murat aus seiner Ehe mit der verstorbenen Prinzessin von Bagram, mit dem Herzog Joseph Carracciolo von Lavello, Fürsten von Torella, vollzogen. Der Herzog, der in erster Ehe mit einer Prinzessin Gualteri vermählt war, gehört zu den reichsten Grundeigentümern in Sicilien; er wohnt gewöhnlich in dem prächtigen Palais Torella zu Neapel. So residirt also wieder ein Sprößling des Hauses Murat in der sicilianischen Hauptstadt, über die einst der Ahnherr desselben kurze Zeit als König geherrscht hat. — Innerhalb der bonapar- tistischen Partei erregte noch eine zweite Heirath Interesse, die ebenfalls in der Nuntiatur stattfand: Mademoiselle Patricia

Ramolino de Coll'Alto reichte dem Baron Alphonse de Sa- varese die Hand. Unter den Trauzengen befanden sich auch die Prinzessin Peter Bonaparte und ihr Sohn Roland, der bemüht ist, mit den von seiner verstorbenen Gattin, der einzigen Tochter des Spielpächters Blanc, ererbten Millionen den etwas faden- scheinigen Glanz der jüngeren Zweige des Hauses Bonaparte wieder aufzufrischen.

— Die Heldin eines wunderlichen Abenteuers ist Sennora Mercedes Martinez-Campos, die geschiedene Gattin des Herzogs de la Torre. Im Jahre 1885 hatte sie sich mit dem Herzog, einem Sohne des Marichalls Serrano, verheirathet, doch wurde die Ehe nach einem Bestande von wenigen Monaten wieder getrennt. Die junge, sehr reizende Cubanerin nahm darauf wieder ihren Mädchennamen an und lebte in Paris in großer Zurückgezogenheit, — nach der einen Lesart, weil sie sich vor der Nahe ihres ehemaligen Gatten fürchtete, nach der anderen, weil die Verwandten der etwas excentrischen Dame eine strenge Ueber- wachung für nöthig hielten. In nicht geringe Aufregung wurden nun die Pariser veretzt, als es plötzlich hieß, die Dame sei am hellen Tage im Boulogner Wäldchen „entführt“ worden. Während sie mit einer Duenna ruhig einherwandelte, wurden beide Damen von einer Schar Männer umringt, von denen einige die Be- gleiterin festhielten und durch ihren Lärm ihr Okselgeschrei überhörteten, während andere die Sennora in einen Wagen hoben, der schnell davonfuhr. Als die Duenna wieder zur Besinnung kam und sich an einen Gardien de la Pair wandte, lachte dieser, der den Vorgang für ungläublich hielt, sie einfach aus, und erst nachdem die veretzete Frau die Verwandten der Entführten auf- gesucht, setzte sich die Polizei in Bewegung, — natürlich zu spät, um des Entführers habhaft zu werden. Der selbe ist ein Mensch, der sich Viconte Lacour de Garboeuf nennt, aber in Wahrheit Nielvaque heißt und der Sohn eines ehemaligen Gerichtsoll- ziehers ist, der früher selbst ein kleines Kämmerlein innehatte, aber seit längerer Zeit ohne nachweisbare Existenzmittel lebte. Er scheint es verstanden zu haben, die reizende Cubanerin vollständig zu umgarnen; denn während ihre Verwandten behaupten, das Sennora Mercedes wider ihren Willen entführt worden sei, er- klärte diese sowohl den Behörden in Brüssel, wohin das Mädchen sich zunächst begeben hatte, wie später in England, das sie frei- willig ihrem „Verlobten“ gefolgt sei. Da Sennora Mercedes münbig ist, so wird der Einspruch ihrer Verwandten gegen die Heirath mit Herrn Nielvaque erfolglos sein; eine andere Frage aber ist es, ob es ihr leicht gelingen wird, in den Besitz ihres Vermögens zu kommen, das zum großen Theile in Spanien an- gelegt ist.

— Fräulein Klumpke, die junge Amerikanerin, die vor kurzem eine Anstellung als Hospital-Aerztin erhielt, — der erste Fall in Frankreich, das eine Dame zu einem solchen Posten zu- gelassen wurde, — hat sich jetzt auch als Schriftstellerin auf dem Gebiete der Medicin hervorgethan. In der „Revue de Chirurgie“ veröffentlichte sie einen sehr beachtenswerthen Artikel über chirur- gische Angelegenheiten.

— In Paris erzielt gegenwärtig Mademoiselle Florence Meut-Meyer schöne Erfolge als Pianistin und Componistin. Die französischen Zeitungen, die freilich leicht überhörschwellig in ihren Urtheilen werden, bezeichnen sie als den „Liszt der Zukunft“ und berichten zugleich, das eine von ihr componirte Oper, zu der sie auch den Text geschrieben, im nächsten Jahre im Berliner Opernhause zur Aufführung gelangen werde. In deutschen Blättern hat darüber noch nichts verlautet.

— In der periodischen Presse von Paris nimmt gegenwärtig das Frauen-Element einen nicht unbedeutenden Rang ein. In der „Revue du Monde catholique“ eröffnete Madame Aubley eine Serie von Artikeln über ihre Reise durch Deutschland, die natürlich französisch gefärbt sind, aber dem Talente der Verfasserin doch ein gutes Zeugniß ausstellen. Eine gern gelesene Mit- arbeiterin der „Revue nouvelle“, der „Revue bleue“ und der „Re- vue des deux Mondes“ ist Madame Arvode Barine, — dem Namen nach zu schließen, eine französische Rusin, — und eine fleißige Mitarbeiterin der letztgenannten Zeitschrift ist Madame Th. Benzon. Ferner ist noch Madame Marie Dronfart zu nennen, deren Buch über Bismarck wir jüngst erwähnten. Die einzelnen Abschnitte, aus denen das Werk besteht, waren zuerst im „Correspondent“ erschienen.

London. — Das Festgeschenk, das die Königin Victoria von ihren Kindern und Enkeln erhielt, wurde auf Anordnung der deutschen Kronprinzessin in Berlin angefertigt. Vierunddreißig Kinder und Enkel haben dazu beigetragen. Das Geschenk besteht in einem großen Tafelauffatz, der im Stile sich an die Vorbilder anlehnt, welche die Kunst der deutschen Gold- und Silbergeschmire des sechzehnten Jahrhunderts und namentlich der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege überliefert hat. Das beherrschende Mit- telstück des Auffazes ist eine große Deckelvase mit dem Ci- motive auf dem Deckel, um den Bauch der Vase und am Sockel. Die eisförmigen Ausbuchtungen tragen in kunstvoller Gravirung die Wappen der Spender. In der Mitte sind zwei große Medaillen von massivem Gold eingelassen, die eine mit dem Reliefbilde der Königin aus dem Jahre 1837, die andere mit einem Portrait aus dem Jubiläumsjahre. Der Deckel ist mit der Krone der Vereinigten Königreiche von England, Schott- land und Irland getront. Die Vase steht frei; rechts und links von ihr erheben sich auf reich ornamentirten ovalen Unterfüßen die beiden Wappenhalter des königlichen Wappens von Groß- britannien, rechts der springende, getronte goldene Löwe, links das silberne bewehrte, die Krone tragende Einhorn, beide Figuren auf felsiger, mit Pflanzen bewachsener Unterlage. Vase, Löwe und Einhorn erheben sich auf einer ovalen Plattform von maf- sivem Silber. Die Fläche derselben ist mit feinen Gravirungen bedekt, in welchen die Wappenbilder von Großbritannien und die Wappenzeichen, die weiße und die rothe Rose für England, die Distel für Schottland und das Kleeblatt für Irland, wiederkehren. Die Vorderseite des Unterfußes trägt das königliche Wappen von Großbritannien in Email, die Rückseite die Initialen der Königin, ebenfalls in Email. An der Vorderseite des Sockels befindet sich in englischer Sprache die Widmung: „Unserer geliebten Mutter und Großmutter von ihren Kindern und Enkeln.“

Von weiteren Spenden haben wir hervor diejenige des deut- schen Kaiserpaars, bestehend in einem Doppel-Relief-Portrait desselben, ausgeführt vom Bildhauer Kopf in Rom. Die Me- daillons enthalten die Köpfe des erlauchten Paares in Lebens- größe und sind in eine Marmorplatte eingelassen, welche von einem reich verzierten, mit Emblemen versehenen Rahmen aus lichtblauem Marmor umgeben ist. Außerdem spendete Kaiser Wilhelm ein prächtiges Tafelgeschmire aus gelber Dresdener Fayence, der König von Sachsen ein solches aus altem Meißener Porzellan, das belgische Königspar eine herrlich ciselirte, anderthalb Meter hohe Vase aus Gold und Silber. Im Namen des Khedive von Aegypten überreichte Kubar Pascha ein Halsband von Edelsteinen aus der Zeit der Pharaonen, — eine Antiquität von unschät-zbarem Werthe. Das Geschenk der englischen Armee besteht in



Der Mönch auf Helgoland. Nach einer Skizze von Hans Bartels. — Siehe Seite 303.

silbernen Statuetten des Prinz-Gemahls, des Prinzen von Wales, des Herzogs von Cambridge und des Herzogs von Connaught, dasjenige der englischen Marine in zwei silbernen Schiffsmoellen, deren eines ein Kriegsschiff aus dem Jahre 1837 darstellt, während das andere ein Panzergeschiff neuester Construction veranschaulicht. Die Jubiläumsgabe der englischen Frauen beträgt rund 75,000 Pfund Sterling, wovon 50,000 Pfund, wie bekannt, zur Anfertigung einer im Windsor-Park aufzustellenden Reiterstatue des Prinz-Gemahls verwendet werden sollen. Drei Millionen Frauen und Mädchen haben zu der Spende beigetragen. Die am Jubiläumstage enthüllte Bronze-Statue der Königin Victoria, am Fuße des Schloßhügels von Windsor, ist eine Gabe der Bürger dieser Stadt.

Der Dienst als Ehrenfräulein bei der Königin Victoria ist beschwerlich und wird, in Anbetracht der großen Toiletten-Ausgaben, welche die jungen Damen zu machen haben, nicht sonderlich gut honorirt. Dafür aber haben dieselben für den Fall, daß sie sich noch während der Zeit ihres Dienstes verloben, eine gute Chance: die Königin spendet jedem ihrer Ehrenfräulein bei der Verheirathung ein Angebinde von tausend Pfund Sterling, wie dies Miß Maud Cleover nach kurzem Dienst erhielt.

Die Royal Holloway Hochschule für Frauen wird am 4. October unter der Leitung von Miß Bishop eröffnet werden.

In der Londoner ärztlichen Akademie für Frauen wurde Frau Scharlieb zur Privat-Dozentin der gerichtlichen Medicin gewählt.

Petersburg. — Dem Reichsrathe wird demnächst eine Gesetzentwurf zur Errichtung einer Frauen-Universität unterbreitet werden. Dieselbe soll aus historisch-philosophischen und naturwissenschaftlich-mathematischen Facultäten und einem medicinischen Institut bestehen. Der Zutritt zu diesen Hochschulen wird nur denjenigen Frauen gewährt, die Naturaliis-Zeugnisse besitzen, d. h. Latein und Griechisch vollkommen verstehen. Das Programm der neuen Frauen-Universität wird sich vom gewöhnlichen Universitäts-Programm in nichts unterscheiden.

Konstantinopel. — Im Harem des Sultans verschied eine Sklavine, die das Alter von einhundertzwei Jahren erreicht hatte. Dieselbe war im Jahre 1792, unter der Regierung des Sultans Abdul Hamid I., als fünfzehnjähriges Mädchen in den kaiserlichen Harem gekommen und hatte also ihren Platz volle neunzig Jahre behauptet, während welcher Zeit sie nicht weniger als sechs Padiſchahs sah, nämlich den Sultan Abdul Hamid I., Mahmud II., Abdul Mehidid, Abdul Aziz, Murad und den gegenwärtigen Sultan Abdul Hamid II. Auf Befehl des Letzteren wurde die irdische Hülle dieser Sklavine im Hofe des Mausoleums der gegenwärtigen Sultans-Mutter zur Ruhe bestattet, und ihr Leichenbegängniß fand unter besonderen Ehrenbezeugungen statt.

Newyork. — Mißreth Cadwell, welche für die zu begründende katholische Universität in den Vereinigten Staaten dreihunderttausend Dollars spendete, erhielt vom Papste die goldene Tugendrose. Bisher war nur eine Amerikanerin, die Gattin des Generals Sherman, im Besitze dieser Auszeichnung.

Terestina Tna, die treffliche Geigerin, hat mit einem Impresario einen glänzenden Vertrag für eine Concertreise durch die Vereinigten Staaten abgeschlossen. Sie erhält für zweihundertzwanzig Concerte, die sie vom 1. October d. J. bis zum 15. April 1888 und vom 1. October 1888 bis zum 15. April 1889 giebt, die Summe von 120,000 Mark, völlig freie Reise und Unterhaltungskosten für sich und eine Begleiterin.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Zu den weißen Stoffhüten jeden Genres für die kleine Welt gefellen sich Hüte aus geflöpelter oder gefädelter breiter Spitze. Weißer, durch die feinen Maschen gezogener Draht giebt denselben die nöthige Steifheit. Kofette Schleifen oder ausgeklagelte Stoff-Rosetten dienen zur Garnitur.

Der Medicis-Gürtel, gleich einem Nieder die ganze Taille umspannend oder nur den Vordertheil der Taille aufgesetzt, gewinnt immer neue Freunde. Je nach Geschmack und in Harmonie mit der Toilette, fertigt man den Gürtel aus altem, golddurchschossenem Damast, Sammet oder Moiré antique; ebenso bietet er Gelegenheit zur Ausstattung mit einfacher wie mit kunstvoller Stickerei. Gewöhnlich werden Stehtragen und Aermelbündchen übereinstimmend mit dem Gürtel hergestellt.

Die entschiedene Vorliebe für die weiße Farbe hat den weißen Tuch-Paletot für die elegante Toilette wieder in Aufnahme gebracht. Ohne jeden Besatz oder mit goldenen Vorten verziert, steht man denselben für ganz junge Mädchen sowohl anschließend, wie in der beliebten Matrosenform.

Sehr elegant, aber auch sehr theuer sind italienische Strohhüte, durchaus mit echter Spitzen-Application bedeckt. Eine einfache Bandschleife dient als Garnitur. Ebenso eigenartig ist die Capote Aglau aus canevasartigen, mit Strohfäden gefädeltem Strohgewebe, welche ein einziger Straußfeder-Tuff ziert.

Die Vorzüge des einfach gearbeiteten Kostüms aus dem practischen Loden sind so allgemein anerkannt, daß ein längerer Aufenthalt an der See oder in den Bergen ohne dasselbe kaum noch denkbar erscheint. Die dem Kostüm angepaßte Joppe bedarf zur belebenden Ausstattung des grünen Jägertuches nicht mehr, da der Loden in allen Farbentönen Braun und Grau vorhanden ist. Hierzu ein Lodenhut mit Wand und Federknauf. Bei Bergpartieen versteht man sich mit tiroler Waden-Strümpfen, Stugeln genannt, um sie bei kühlem Wetter über die Strümpfe zu ziehen.

Zu großer Gesellschafts- oder Ball-Toilette begünstigt die Mode noch immer den tiefen, spizen Ausschnitt und die fast nur wie ein Band wirkenden schmalen Aermelchen. Für junge Mädchen umgiebt man den Ausschnitt der Taille mit einer über den Rand fallenden Spitze oder einem Plüsch aus Krepp oder Seide, in Uebereinstimmung mit der Toilette. Zu den aus schwerem Seidenstoff hergestellten Roben der jungen Frauen tritt an Stelle der Borte eine in gleicher Farbe, wie die Taille, gehaltene breite Chemise.

Fränze, welche, jeder Bewegung des Körpers nachgebend, einen präziösen Anspatz bildet.

Bei den Blumen-Decorationen der Speisetische beobachtet man jetzt eine große Einfachheit, aber der schlichte Schmuck giebt der Tafel eine besondere Vornehmheit und Eleganz. So war bei einem großen Diner, welches der russische Botschafter in London gab, die ganze Tafel mit lieblichen, zart gerötheten Rosen verziert. Mrs. Arthur Kennard hatte bei einer ähnlichen Gelegenheit den Tisch mit weißen Blumen und Blätterwerk decorirt, während Lady M. Garel-Hogg blaurosa und gelbe Rosen verwendete. Die beiden letzterwähnten Farben sind überhaupt gegenwärtig die modernsten Zusammenstellungen für die Ausschmückung von Tafeln, Kaminen und Ballsälen.

Das Londoner Ascot-Rennen wurde bei dem herrlichsten Wetter eröffnet, und in dem Alles verzüngenden Glanze der Sonne kam die Toiletten-Pracht der Damen um so mehr zur Geltung. Von auferlesener Eleganz war das Kostüm der Prinzessin von Wales: das Kleid aus dunkelgrauer Surah, mit blaurosa Blumen überlädt, eine blaurosa Weste und ein Capote-Hut, mit dunkelgrünem Sammetband und einem Büschel röthlicher Rosen verziert. Ihre anmuthigen Töchter trugen erucarabene Bastseide mit weißen Westen, die älteste derselben einen Capote-Hut, die beiden jüngeren dagegen runde Hüte. Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein hatte ein kurzes, dunkelblaues Kleid mit rother Weste, die Herzogin von Teck einen olivgrünen Anzug und einen mit neapolitanischen Beilchen und Theerosen geschmückten Capote-Hut gewählt; ihre Tochter, Prinzessin Victoria Mary, ein hell-modestfarbendes Kostüm mit einem Jabot aus weicher, weißer Seide, darüber kreuzweise geordnete Seidenschürze; dazu einen Strohhut mit rothen Sammetstreifen.

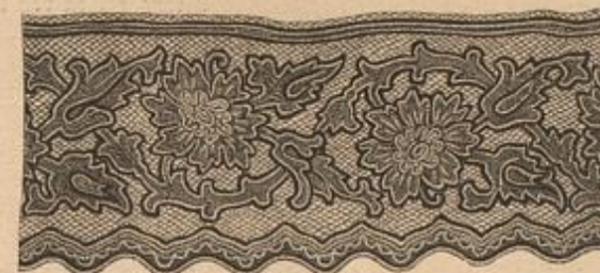
Der Troussau der Miß Maud Cleover, welche bis vor kurzem als Ehrenfräulein der Königin Victoria fungirte, enthält eine reiche Fülle überaus geschmackvoller Kostüme, unter denen insbesondere das Brautkleid viel bewundert wird. Dasselbe ist aus cremefarbenem Pelin-Noiré (Atlas mit breiten Noiréstreifen), der Rücken in Prinzessform, die Vorderbahn mit feinen Brüsseler Spitzen drapirt, welche am Saum des Kleides breite Falten bilden; auf einer Seite sind große Atlaschleifen mit einem Straußchen Orangtblüthen befestigt; die hochgeschlossene Taille zeigt reichen Spitzenbesatz. Die Reife-Toilette bildet eine allerliebste Zusammenstellung von weißer grauer Seide und einem äufertt feinen hellrosa Stoff; die vorderen Draperien sind mit Stahlperlen geschmückt, und die Revers aus rosa Seide harmoniren mit den Seitenbahnen des Rockes.

Das demokratische Nordamerika hat seit kurzem eine Königin, wenn auch nur eine Königin der Mode. Die beneidenswerthe Dame, die in Allem, was die Frauen jenseits des Oceans für „Chic“ halten, den Ton angiebt, ist Mrs. Cleveland, die Gattin des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Die noch jugendliche Dame verkehrt im Weißen Hause mit bezaubernder Liebenswürdigkeit die Honneurs zu machen und zieht einen großen Kreis von ergebenden Verehrerinnen heran, die ihr Alles glücklich abgucken: wie sie sich trägt, wie sie sich frisirt, wie sie sich gebildet. Natürlich werden alle die Eigenartigkeiten der Herrscherin in dem gewaltigen Reich der Mode sofort bis auf das letzte Tüpfelchen nachgemacht, um ja nur recht vornehm zu erscheinen. Keulich belachte es der vielumworbene Frau, während des Diners die Handschuhe anzubehalten, — flugs thaten die anderen Damen dasselbe, und seitdem wird es sich keine Frau in Washington, die auf ihre Reputation in der Gesellschaft etwas hält, einfallen lassen, beim Speisen die Handschuhe abzunehmen. Die Sitte ist zwar häßlich, aber wer vermag gegen die Allmacht der Mode anzukämpfen? Das kann in Nordamerika eben nur Mrs. Cleveland.

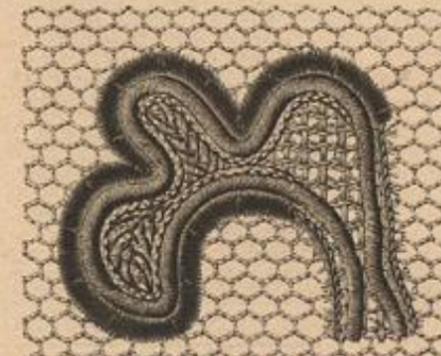
Neue Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Neben den breiten Bobbinet-Spizen, die, farbige ausgefärbt, an Sopha-Decken, Kamin-Verhängen u. einen prächtigen Abschluß bilden, empfehlen sich, gleichfalls für Ausnahms-Arbeit, breite



Spizen auf kräftigem Erbstill-Grunde, mit Auflagen von Filet-Canevas. Letztere sind mit starker Schur umgeben und auf dem Grunde festambouvirrt. Unsere Vorlage, eine 35 Cent. breite Spitze, ist überaus einfach in der Ausführung und doch sehr wirkungsvoll. Den Schur-Contour begleitet außerhalb goldbraune Chenille, innerhalb feine Goldschur, wie es der naturgroß dargestellte Theil veranschaulicht. Alle Blumen-Figuren sind mit hell goldbrauner, alle Verbindungs- und Arabesken und Blätter mit olivgrüner, zweitheiliger Filo-



selle-Seide ausgefärbt; die Blumen-Figuren zeigen Chenille-Aborn. (Zeichnung: D. Kravitz, W. Leipziger Str. 129.)

Wirthschaftliches.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Kuchen-Recepte für den Sommer.

Nachfolgende Auswahl kleiner Kuchen-Recepte ist vorzugsweise für den Sommer berechnet, wo man, auf dem Lande oder in Sommerwohnungen, gern ein Gebäck für unvorhergesehenen Besuch in Vorrath hält oder schnell und ohne große Mühe ein solches anfertigen möchte. In Blechkasten oder Porzellan-Gefäßen mit gut schließendem Deckel verpackt, bewahrt jede der angegebenen Arten für Wochen den gleichen Wohlgeschmack.

Für jede Art von Obsttuchen geeignet sind zunächst:

1297. Tartelettes, bestehend aus $\frac{1}{2}$ Kilo Mehl, $\frac{1}{4}$ Kilo Butter, 100 Gr. Zucker und 6 Eiern. Nachdem man das Mehl auf den Tisch gestreut hat, macht man in die Mitte eine Vertiefung und thut in diese die gut ausgewaschene, in kleine Stücke zerstückte Butter, den Zucker, 2 ganze Eier und 4 Eigelb. Mäßig reich werden diese Zugredienzen nun zu einem glatten Teige geknetet, den man bis zum Gebrauch an einem kühlen Orte ruhen läßt. Auch kann man, um die Bindkraft zu vermehren, einen Eßlöffel Wasser beim Kneten über den Teig spritzen. Nachdem derselbe auf einem mehlpuderten Backbrett in der Dike eines halben Federkiels ausgerollt worden, sticht man mit dem Rande eines in Mehl getauchten Glases kleine, runde Böden, rollt von den Abfällen des Teiges mit der Hand einen Streifen, legt von diesem um jeden der Böden einen Rand, die beiden Enden zusammenfügend, bestreicht ihn mit zerquirtem Ei und bäckt die Tartelettes in mäßig heißem Ofen zu goldgelber Farbe. Dieselben werden mit beliebigem geschmorten Obst oder frischen, gezuckerten Erd- oder Himbeeren belegt und servirt.

1298. Röllchen zu frischem Obst, kalten Speisen und Gefrorenem. Zur Vereitung dieses sehr wohlschmeckenden Gebäcks gehört ein rundes, flaches Eisen, ähnlich dem Waffeleisen, das vor dem Gebrauch auf dem Feuer erwärmt, tüchtig ausgetrieben und beim jedesmaligen Baden eines Röllchens fett mit Speck bestrichen werden muß. Zur Herstellung des Teiges wiegt man auf der Waagschale 3 Eier, eben so schwere Theile von Zucker, Butter und Mehl, läßt die Butter in einem Kapf zergehen, verrührt sie mit dem Uebrigen und thut je einen Theelöffel voll Teig in die Mitte des Eisens, das, fest zusammengebrückt, so lange über Kohlenluth oder einen Gaslocher gehalten wird, bis sich beim Öffnen der Kuchen leicht gebraunt zeigt. Mit einem Messer herausgenommen, wird der Kuchen schnell über einen dünnen Quirlstil gewickelt. Die fertigen Röllchen überpudert man mit feinem, mit etwas gestoßener Vanille vermishtem Zucker.

1299. Hohlhippen. Man wiegt 5 Eier, einen gleich schweren Theil Zucker und sodann Mehl in der Schwere von 3 Eiern. Der Zucker, auf dem die Schale einer Citrone abgerieben wurde, wird mit den ganzen 5 Eiern schaumig geschlagen, das Mehl dazu gethan und die Masse dünn in fingerlangen, halb so breiten Streifen auf ein mit Wachs bestrichenes Backblech gestrichen. In mäßig heißem Ofen goldgelb gebacken, werden die Hohlhippen heiß vom Bleche geschnitten, in den Fingern zu kleinen Düten gebreht und beim Anrichten mit dick geschlagener süßer Sahne gefüllt.

1300. Orangen- und Vanille-Kuchen, zum Wein zu reichen. Die Masse ist für beide Arten die gleiche. Für erstere Kuchen mischt man 2—3 Loth fein gehackte candirte Orangenblüthe, für letztere $\frac{1}{2}$ Stange gestoßene Vanille in den Teig. Die Masse besteht aus $\frac{1}{4}$ Kilo fein gestiebtm Zucker, 3 ganzen Eiern oder 4 Eigelb und $\frac{1}{4}$ Kilo feinem Mehl. Der Zucker wird mit den Eiern $\frac{1}{2}$ Stunde lang ununterbrochen geschlagen, bis er eine schaumige Masse bildet; dann wird das Mehl, die Orangenblüthe oder Vanille hinzugefügt, und nun setzt man mit einem Pössel auf ein mit Butter abgeriebenes Blech kleine, runde Häufchen des Teiges, in Größe einer Wallnuß. Nachdem die Kuchen 1 bis $1\frac{1}{2}$ Stunde ruhig am warmen Ort gestanden haben und die Oberfläche derselben ganz glatt und gleichmäßig getrocknet ist, bäckt man sie in sehr mäßig heißem Ofen, bis sie, ohne sich zu färben, vollkommen getrocknet sind.

1301. Förstertuchen. 375 Gr. geschmolzene Butter, $\frac{1}{4}$ Kilo Mehl, 375 Gr. Zucker, 3 Eier, die geriebene Schale einer halben Citrone und 1 Eßlöffel Sahne, nebst 1 Gr. Hirshornsalz, werden mit einer Kelle im Kapf tüchtig verrührt, in den Händen von der Masse kleine Plättchen geformt, diese mit gehackten Mandeln und Zucker bestreut und im mäßig heißen Ofen gebacken.

1302. Blafenkuchen. Hierzu gehören: 200 Gr. Mehl, 100 Gr. Butter, 1 Ei, ein halber Eßlöffel voll Zucker und 1 Pössel Sahne. Man knetet diese Bestandtheile zu einem Teige, rollt ihn messerrücken-dick aus, schneidet mittelst eines aufgelegten Tellers kleine Platten daraus und legt diese auf ein mit Butter bestrichenes Papier. Hierauf bestreicht man die Kuchen mit zerlassener, ungegelter Butter, bestreut sie mit Zucker und Zimmt und bäckt sie in 15 Minuten zu schöner Farbe.

1303. Mandelringe. Man schneidet $\frac{1}{4}$ Kilo süße, abgezogene Mandeln in feine Stifte und trocknet sie im lauwarmen Ofen. Dann vermischt man sie mit 133 Gr. feingestoßenem Zucker, 1 Eßlöffel voll Mehl und 3—4 Eiweiß, streicht sie so dünn als möglich auf ein mit Butter abgeriebenes Brett und bäckt sie in mäßig heißem Ofen zu schöner Farbe. Hierauf schneidet man die Masse in etwa 5 Zoll lange, 2 Zoll breite Bierede, nimmt sie vom Blech und drückt sie über einem Stock von etwa 1 Zoll Durchmesser zu Ringen zusammen, die, erkaltet, abgezogen werden. Zu bemerken ist, daß die übrige Masse, um ein Spröbwerden zu vermeiden, bis zur Verwendung im Ofen bleiben muß. Nach der Vollendung kann man diese Ringe beim Serviren mit geschlagener süßer Sahne füllen und jede der beiden Oeffnungen mit gezuckerten Erdbeeren oder dergleichen bedecken.



Rahmrand auch im Einzelnen verkäuflich.

Fragen

Nahrungsmittel im Sommer ohne Gishfrank zu conserviren.
— Wie kann man im Sommer Nahrungsmittel conserviren, wenn man wohl Rohreis, aber keinen Gishfrank zur Hand hat.
H. A. in der Sommerfrische.

Antworten.

Obst und Fruchtfleisch (282). — Das Fruchtfleisch, welches bei der Gewinnung von Obst übrig bleibt, verwendet man sehr gut zu Obst-Biskuit, 1 1/2 Kilo frisches Beerenobst oder entsteinte Kirschen thut man in einen feineren Topf, setzt denselben in ein Gefäß mit siedendem Wasser und läßt das Obst auf diese Weise so lange kochen, bis der Saft vollständig ausgezogen ist. Nun feicht man denselben ab, reibt das Fruchtfleisch durch ein feines Haarsieb, vermischt es mit gestohlenen Zucker von gleichem Gewicht und rührt es mit diesem so lange, bis es ganz trocken erscheint. In kleine, fein geschnittene Papierkapeln gefüllt, werden die Pasten in einem ausgeglühten Ofen getrocknet, bis beim Aufdrücken des Fingers kein Eindruck sichtbar bleibt. Auf diese Art hat man ein wohlschmeckendes Confect erhalten, während der Saft anderweitig verbraucht werden kann. R. A.

Im Garten längere Zeit frisch zu erhalten (282). Legt man sie in einem Keller oder trockenen Gewölbe nicht über, sondern neben einander, sodas sie einander nicht berühren. Sollen sich frische Gurken 3—4 Wochen erhalten, so stellt man sie mit dem Stiele 5—6 Cent. tief in Brunnenwasser und erneuert letzteres öfter. Noch mehr verlängert sich die Dauer frischer Gurken, wenn man sie mit einem Ueberzuge von Citronen oder Collobium verzieht. S. C.

Im Schlafzimmer gute Luft zuzuführen (282). haben sich die sogenannten Ventilations-Klappen bewährt. Die eine Klappe wird 1/2 Meter unterhalb der Zimmerdecke, die andere 1/2 Meter über dem Fußboden in der Wand angebracht. Die Construction ist folgende: Eine etwa 1/10 Quadratmeter große Oefnung in der Außenwand des Zimmers wird durch ein hübsch gemauertes Eisengitter verschlossen. Mit letzterem in Verbindung steht eine eiserne Klappe, die sich jalouse-artig öffnet und schließt und durch eine Schnur mit Quaste leicht gehandhabt werden kann. Die untere, über dem Fußboden befindliche Klappe, wird durch eine Drehvorrichtung geöffnet und geschlossen. A. D.

Kal-Mayonnaise. — Feinere Art, mit gefülltem Fisch. Nachdem man von einem möglichst starken Kal die Haut abgestreift, schneidet man die Knochen ab, macht längs des Bauches einen Einschnitt vom Kopf bis zum Schwanz, nimmt die Eingeweide und die Gräte heraus, — so indessen, daß der Fisch mit dem Rücken zusammenhängend bleibt, — und reibt ihn tüchtig mit Pfeffer und Salz ein. Ferner schabt man das Fleisch eines zweipfündigen Hechtes fein aus, mischt es mit 1/2 so viel Panade und Butter, als das Gewicht des Fleisches beträgt, giebt 1/2 Kilo gewässert und entgräteter Sardellen und 2 Eßlöffel Kapern hinzu, stößt die ganze Masse im Mörser, macht sie mit 1—2 Eiern bindig, würzt sie mit Pfeffer, Salz, ein wenig Muskatnuß und dem Saft einer Zwiebel und überzogen sich durch das Kochen einer kleinen Probe, ob die Farce die gehörige Bindkraft besitzt. Sollte sie zu hart sein, so giebt man ein Ei, im entgegengesetzten Falle ein wenig Panade hinzu. Ist die erforderliche Haltbarkeit erreicht, und hat man sich vom Wohlgeschmack überzeugt, so trocknet man den Kal sorgfältig ab, füllt ihn mit der Farce und näht ihn zu. Hierauf wird er in ein festes Tuch oder in ein mit Butter bestrichenes Papier gewickelt, mit Bindfaden umschürt und in einer, mit Eßig, Salz, Gewürz, Zwiebeln, Sellerie, Lorbeerblatt und Wurzeln abgeschärften Wasserbrühe gar gekocht. Sobald der Kal halb erkaltet ist, nimmt man ihn heraus, legt ihn auf ein Brett, biegt ihn in schlangenförmige Windungen und läßt ihn so vollends erkalten. Dann wird der Kal in Stücke geschnitten, auf einer langen Schüssel möglichst zu seiner natürlichen Gestalt wieder zusammen-

gelegt, vorsichtig mit Aspice übergossen und, wenn dieser steif geworden, mit Krebschwänzen, Pfeffergurken, hartgekochten Eiern, Oliven, Kapern u. s. w. verziert. Den leeren Raum zu beiden Seiten füllt man mit recht klarem, in nicht zu feine Stücke gehacktem Aspice und umkränzt diesen mit Kapuzen oder, besser, mit Brunnenresse. Die Sauce zu dieser sehr hübsch aussehenden und sehr schmeckenden Schüssel giebt man in einer Sauceiöse apart, und zwar kann dazu beliebig Mayonnaise oder Remoulade gewählt werden. S. C.

Rosa pomifera. — Eine von den übrigen Rosen durch graugrüne Blätter, rosenrothe, einfache Blumen und sehr große, behaarte, birnenförmige Früchte sich vortheilhaft unterscheidende Rosenart ist die Rosa pomifera (Apfelrose) welche in unseren Gärten bisweilen der Zierde wegen angepflanzt, aber in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung nicht genügend gewürdigt wird. Die Blume gedeiht überall, gleichviel ob der Boden schwer oder leicht ist; sie liefert selbst auf dem trockensten und heißesten Sandboden, wenn nur die Lage sonnig ist, noch gute Erträge. Man benützt die Früchte zum Einmachen, ebenso wie die unserer gewöhnlichen Heckenrosen, Hundsdrosen oder Hagedorn genannt (Rosa canina), doch verdienen sie vor letzteren den Vorzug insofern, als die Früchte viel größer und fleischiger sind. Größtentheils wird diese Rose in die Sträuchergruppen gepflanzt, doch ist dieser Platz nur dann passend, wenn sie, zur Hauptpflanzung verwendet, die volle Einwirkung der Sonnenstrahlen genießen kann und nicht, wie es häufig geschieht, von hohem Strauchwerk beschattet wird. Ganz besonders ist sie zur Anpflanzung von lebenden Hecken zu empfehlen, da sie vollständig winterhart und für jeden Boden in sonniger Lage zu brauchen ist, ebenso auch zur Anpflanzung von trockenen Abhängen u. s. w. Die Kultur der Apfelrose ist sehr einfach; die Pflanzen werden, wenn für lebende Hecken bestimmt, in circa 1 Meter weiter Entfernung gepflanzt und die Zweige in der gewünschten Richtung angebunden. Geschnitten wird diese Rose gar nicht, es sei denn, daß sich der Schnitt durch vorhandenes Dürreholz nöthig macht. Die Vermehrung kann durch Samen, durch Veredlung auf Rosa canina (Hunds- oder Hagedornrose) und durch Wurzelansläufer geschehen. Erstere Methode ist besonders für den Blumenzüchter von Beruf, letztere dagegen für den Liebhaber zu empfehlen, der an einigen Sträuchern die nöthigen Früchte für den Hausbedarf ernten kann. Ed. Urlandt.

Limonade gazeuse. — Man schält 12 Citronen, zertheilt sie, löst die Kerne aus und stößt das Fleisch mit 1 1/2 Kilo feinem Zucker und 100 Gramm Weinstein in einem eisernen Mörser zu feinem Brei, den man in einem Fasse mit 16 Kilo warmem Wasser vermischt. Unter Hinzufügung von ein wenig Citronenschale läßt man die Mischung, die wiederholt umgerührt werden muß, 36—48 Stunden ruhig stehen; dann gießt man sie durch Filz, bis sie vollkommen klar ist, und füllt sie auf Flaschen, welche, verkorkt und verbunden, aufrecht stehend im Keller bewahrt werden. A. S.

Limonaden-Essen. — Auf 1 Kilo Zucker reibt man die Schale von 4 Citronen ab, stößt den Zucker und thut ihn in eine gläserne Büchse. Dann preßt man aus 12 Citronen den Saft, feigt ihn durch ein feines Sieb zu dem Zucker, bedeckt die Büchse und setzt sie in einen Kessel mit siedendem Wasser, in dem sie so lange stehen bleibt, bis das Wasser zwei- bis dreimal hoch kocht. Nachdem die Büchse herausgenommen wurde, läßt man den Saft etwas abkühlen, feigt ihn durch ein reines Tuch und füllt ihn, wenn er ganz erkaltet ist, in Flaschen, die, gut verkorkt, mit zerlassenen Wachs oder Siegellack überzogen, liegend im Keller bewahrt werden. Ein bis zwei Eßlöffel dieser Essenz geben, mit einem großen Glase Wasser vermischt, eine ausgezeichnete Limonade. E. L.

Die deutsche Malerei der Gegenwart. — Das unter diesem Titel in Franz Hanffängels Kunstverlag zu München erschienene Prachtwerk, das nunmehr mit der vierzehnten Lieferung zum Abschluß gelangt ist (M. 84), giebt über alle Richtungen der deutschen Malerei unserer Tage ein vollständiges und umfassendes Bild. Die äußerst sorgfältig ausgeführten Photogravüren der bedeutendsten Erscheinungen auf der Berliner Jubiläums-Ausstellung begleitet Ludwig Pietsch mit einem erläuternden Texte, in dem die reproducirten Bilder eine eingehende Besprechung finden; im Anschluß hieran wird die Eigenart der Künstler treffend charakterisirt und ihre Entwicklungsgang in kurzen Zügen dargelegt. Da nicht nur die großen Meister, deren Ruhm weit über die Grenzen des Vaterlandes gedungen ist, sondern auch die aufstrebenden Jünger

der Malkunst gebührend gewürdigt werden, so bietet das reich ausgestattete Werk in der That einen getreuen Spiegel unseres nationalen Kunstlebens. G. R.

Japanischer Hopfen (Humulus japonicus). — Zu den werthvollsten Schlingpflanzen für das freie Land gehört der erst in neuerer Zeit aus Japan eingeführte Hopfen, welcher infolge seines raschen Wachses sich vortrefflich zur raschen Umkleidung der Lauben, Pergolen, Verandas etc. eignet. Diese decorative Schlingpflanze hat ungemein dicke, lebhaft grüne Belaubung, ähnelt in der Form derjenigen des gewöhnlichen Hopfens (Humulus lupulus), hat jedoch meist mehr Einschnitte. Die Stengel und Blätter sind sehr stark behaart und ziemlich rau. Ein Hauptvorzug dieser Schlingpflanze ist, daß man den Samen gleich an Ort und Stelle im Frühjahr ins Freie säen kann und die Pflanzen in kurzer Zeit riesige Dimensionen erreichen. Unstreitig ist es eine der besten Schlingpflanzen für Lauben u. s. w., da sie nicht, wie viele andere, während der heißen Sommerzeit von Insecten zerstört wird, sondern stets ihre prächtig grüne Farbe behält. Ed. Urlandt.

Katholie Mary. — Es ist sehr schwer, in diesem Maße Kath zu ertheilen. Sie müssen unter den verschiedenen Darstellungen die für Sie liebste herausfinden. Sicher bieten die von uns veröffentlichten Modelle das Geeignete; wir erinnern an die Abb. 35 und 87 der Nr. v. 22. Mai, Abb. 1-2 und 42 der Nr. v. 8. Mai und Abb. 82 und 84 der Nr. v. 3. April d. J. Auch die Nummer vom 19. Juni d. J. bringt mit Abb. 33 eine hübsche, lebensgroße Form.

Leinwand in 3. — Um Muster auf Stoff zu übertragen, durchsieht man die Leinwand derselben und legt die Zeichnung umgekehrt auf den Stoff. Hierauf wird ein in weiches Lederleder getauchtes Schwämmchen oder ein damit gefülltes Mullbüschel leicht über das Papier geführt und dieses allmählich vorsichtig abgehoben. Die nun auf dem Stoffe sichtbaren Contouren sieht man mittelst eines Pinsels mit aufgeschlämmt, mit etwas Gummi angerührtem Bleiweiß nach.

Barbara in Aachen. — Ihr Wunsch soll gelegentlich berücksichtigt werden; eine halbtägige Erfüllung können wir jedoch nicht versprechen.

Abonnement in Temesvár. — Leichte Druckstücke auf Filz kann man beizugehen, indem man die Rückseite des Stoffes leicht anfeuchtet und über diese dünne Lage ein oder zwei Schichten des Filzes zieht. Rührt dies nicht, so müssen Sie den Stoff einer chemischen Waschanstalt übergeben.

Th. v. in T. — Auf Heli malt man mit Anarell-Farben, die durch die Politur etwas dunkler erscheinen. Für die Malerei ist Achem das beste Holz.

M. A. in Wien. — Eine Probe-Vielierung unseres Lehrbuchs „Die Anfertigung der Damen-Garderobe“ erhalten Sie gegen Einzahlung von 70 Pf. durch jede Buchhandlung oder auch direct durch die Expedition unserer Zeitung.

A. S. in P. — Der Director der deutschen Pensionats-Anstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen ist Geheimrath J. Greiff, Berlin W., Kurfürstendamm 84, die Vorsitzende des Vereins Frau Staatsminister von Oesterl. W., Unter den Eichen 4.

Katholie Kleinwärdlerin. — Für Fenstervorhänge giebt es gerade jetzt die mannigfaltigste Auswahl. Die in drei Lagen geordneten Vorhänge, von denen die inneren, gehören allerdings einem veralteten Genre an. In ihrer Anfertigung dient ein feiner Stoff oder beliebig weicher Baumwollstoff, der die doppelte Länge des Fensters haben muß. Auf die Rückseite werden, bei Breite nach, fünf oder sechs schmale Bänder in gleichmäßigem Abstände angebracht, die, der Höhe nach, in einer Entfernung von 20—25 Cent. wiederkehren. Durch diese Bänder zieht man die am unteren Rande befindlichen Schnüre, die oben, durch drei an dem Fensterrand befindliche Vorhänge-Ringe gehen, sich an der rechten Seite vereinigen und den Vorhang in drei- bis viermal aufziehen. Am Anschlag dient meist eine etwa 6 Cent. breite, dunkle Leinwand. Ein weicher Stoffstoff wird vollkommen unpractisch sein; gewaltig Stoffstoff, nicht, so leichte ein leichter, grauer Stoff oder ein rother Stoffstoff anzuwenden sein; beide verduffeln indessen das Zimmer wesentlich. In neuerer Zeit hat man in den schönen „storon“ die verschiedensten Vorhänge aus löslicher Zwillingen; auch kann eine kunstfertige Hand aus Congres-Canvas, mit Einsätzen von Filz-Gewebe, mit farbigen Stickereien u. s. w., die verschiedensten eleganten Vorhänge zusammenleben. Unsere technische Nummer bietet dazu eine reiche Anleitung.

Zu dieser Nummer gehört die Abonnement der Großen Ausgabe ein Kinderbild, sowie ein Supplement mit folgendem Inhalt: Illustrationen: Das Jubiläum der Königin von England; Der Zug der indischen Fürsten. Eine Tiger-Jagd in Conking. Arbeiter im Pariser Hippodrom. Von F. de Haenen. Sommer-Toiletten. — Text: Zeitgeschichtliche Rundschau. Sommer-Toiletten.

Die illustrierte Zeit erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen nebst jährlich 24 Moden-Kummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbigen Modenbildern; vierteljährlicher Abonnement-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 bis 26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit Supplement und allen Kupfern (jährlich 52 illustrierte Beilagen, 36 farbige Modenbilder und 12 Kostümbilder) kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auf alle Postanstalten.

Anzeigen.

falls solche nicht als für die illustrierte Zeit ungenügend von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Nonpareille-Zeile oder zwei Mark Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen

Anzeigen-Büreau, sowie in den Expeditionen der illustrierten Zeit zu Berlin W., Potsdamer Straße 98, und zu Wien I., Operngasse 3. Inseraten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugewandt, so lange der Inserat-Auftrag dauert.

Weltberühmt
sind meine so beliebten, unerreichten
Sechund-Portemonnaies
m. Silberbeschloß, D. R.-Pat. Nr. 43601, für Herren und Damen à Stück 3 M. und 20 Pf. für Franco-Zustellung.
Doch elegant u. wirklich dauerhaft aus einem Stück echten Sechundleder gefertigt, mit Zahltafel für Gold u. Papieregeld separatverschloß.
Bei Nichtconvenienz Zurücknahme. Nur allein zu beziehen von
Albert Rosenhain, Berlin SW., Lederverwarenfabrik u. Versandgeschäft.
Illustr. Pracht-Katalog gratis und franco.

Marie Dransfeld, Berlin, Mariengrabenstr. 28 I.
Corsets
nach Maß in kurzer Zeit. Elastische Einlagen in jedem Corset zu tragen. Geradestätter für Erwachsene und Kinder. Ausfertigung hoher Schultern und Hüften.

Sicherster Mottenschutz durch Naphthalin-Blätter
von **MAX ELB** in **DRESDEN**
Vorräthig bei den meisten Droguisten
Andernfalls direct von 3 Mark an.

L. Weyl, Berlin
Wer sich einen solchen Wohlthun heizbaren Badestuhl kauft, kann sich ohne Mühe und Kosten warm baden. Zu einem Bade gehören nur 5 Kübel Wasser und für 10 Pf. Kohlen. Da nur ein tägliches Bad die Gesundheit erhält, so sollte ein solcher Badestuhl in keinem Haushalte fehlen. Ausführliche illustrierte Preis-Courante mit Verzeichniß meiner bisherigen Kunden gratis und franco.
L. Weyl, Leipzigerstr. 41. Filiale Wien, Wallfischgasse 8.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.
Musterbücher für weibliche Handarbeit.
Herausgegeben von der Redaction der Modenwelt.

Muster altitalienischer Leinenstickerei.
Erste Sammlung.
Vordüren etc. und Anleitung zur Herstellung verschiedenartiger Stickstiche.
Gesammelt und herausgegeben von **Frieda Lipperheide.**
Zweite Auflage.
30 Tafeln mit 56 Mustern, sowie 32 Seiten Text mit 81 erläuternden Abbildungen.
Großes Quart-format.
In Mappe. Preis 6 Mark.
Zweite Sammlung.
Gesammelt und herausgegeben von **Frieda Lipperheide.**
30 Tafeln mit 85 Mustern, sowie 36 Seiten Text mit 78 erläuternden Abbildungen.
Großes Quart-format.
In Mappe. Preis 6 Mark.

Muster altitalienischer Leinenstickerei.
Erste Sammlung.
Vordüren etc. und Anleitung zur Herstellung verschiedenartiger Stickstiche.
Gesammelt und herausgegeben von **Frieda Lipperheide.**
Zweite Auflage.
30 Tafeln mit 56 Mustern, sowie 32 Seiten Text mit 81 erläuternden Abbildungen.
Großes Quart-format.
In Mappe. Preis 6 Mark.
Zweite Sammlung.
Gesammelt und herausgegeben von **Frieda Lipperheide.**
30 Tafeln mit 85 Mustern, sowie 36 Seiten Text mit 78 erläuternden Abbildungen.
Großes Quart-format.
In Mappe. Preis 6 Mark.

„Bad Hamm“

Sool-Thermal-Bad in Hamm in Westfalen.

Sool-Thermal-Bäder in beliebiger Abstufung, warme und kalte Bäder mit erforderlichen Zusätzen, Douche an jeder Wanne, Electricität, Massage etc. Das Badehaus neu erbaut und nach bestem System eingerichtet, 10 Minuten von der Stadt und mit dieser durch prachtvolle Linden-Allee verbunden, unmittelbar am Kippe-Flusse in anmuthiger Lage; großer Park, Wald und Wiesen. Musik-Concerte. Billige Preise. Billige Pensionen im neuen, komfortabel eingerichteten Logirhause. Eisenbahn-Knotenpunkt. Anfragen direct an „Bad Hamm“, Station vom Mai bis October.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Jugendbrunnen.



Alte Reime
mit neuen Bildern
von
Fedor Flinzer.

In elegantem Einband mit farbigem Umschlag.

Preis: 4 Mark.

Inhalt:

- | | |
|--|--|
| 1. Höre, mein Kindchen, was ich dir will sagen. | 12. Hinter mei'n Gartenzaun. |
| 2. Ein popelo, was raucht im Stroh? | 13. Malheur flog. |
| 3. fünf Engel haben gelungen. | 14. Pfeffel, willst du nicht gerathen. |
| 4. D' Engel han's Wedd gemacht. | 15. Pudel, Pudel, beiß mich nicht. |
| 5. Abc, das Käpchen lief in'n Schnee. | 16. Pattbörsen, Pattbörsen, was deist up unien Hoff. |
| 6. Tang, Kindchen, tang. | 17. Ein Hahn und ein Hahn. |
| 7. Vogel, die nicht singen. | 18. Es ging eine Fleg' am Weg hinaus. |
| 8. Der ist ins Wasser gefallen. | 19. Fröh dich Gott, mein lieb Regerl. |
| 9. Rosmarin und Thymian wächst in unserm Garten. | 20. Steht die Alte im Walde. |
| 10. Schneide, Schneide, schneide. | 21. Suchs, du haß die Gans gestohlen. |
| 11. Ihr Diener — was machen denn Ihre Hähner? | 22. Hore, hore! mein' Käb' sind alle nei. |
| | 23. Zwischen Berg und tiefem, tiefem Thal. |
| | 24. Herr Demereh. |

Dieses neue Bilderbuch enthält auf 24 Blättern fein colorirte Illustrationen zu ebenso viel Kinderreimen, nebst einem colorirten Titel. Flinzer's getreue Wiedergabe der Natur, sein prächtiger, niemals zur Caricatur hinabsteigender Humor gelangen darin zum vollendeten Ausdruck. Die charakteristische Art, in welcher sich überdies die Bildchen in ihrem frischen Colorit dem Text anschließen, macht den „Jugendbrunnen“ zu einem Born der Unterhaltung für die Kleinen, aus dem sie an der erlärtern Hand der Mutter oder älteren Schwester eine Fülle von Anregung schöpfen werden.

Die Ausstattung des Werkchens auf festem, starkem Papier ist eine durchaus gediegene.

Wiesbadener Kochbrunnen und seine Producte.



Füllung des Brunnens und Herstellung der Präparate unter amtlicher Controle der Stadt Wiesbaden und der Curdirection.

Die Wiesbadener Kochbrunnen-Seife,

welche aus den concentrirten Ingredienzien des Kochbrunnens gewonnen und mit den vorzüglichsten Toilettematerialien präparirt wird, ist von jeder Schärfe frei und von hervorragender heilkräftiger Wirkung, indem sie die dem Kochbrunnen entnommenen Bestandtheile dem Körper direct durch die Haut zuführt. Dem Gesunden ist sie als bestes Mittel zur Körperpflege und als **Schutzmittel gegen alle Hautstörungen** zu empfehlen und sollte deshalb auf jedem Toiletteisch stets für Erwachsene und Kinder Vorhanden finden.

- Preis per Stück 80 Pf., per Carton v. 3 Stück M. 2.—
Postcollt (Inhalt 36 Stück) M. 22.—
Ferner Wiesbadener Kochbrunnen-Salz-Pastillen per Schachtel M. 1.—
Wiesbadener Kochbrunnen-Rohsalz für Bäder per Kilo M. 2.—
Wiesbadener Kochbrunnen-Quell-Salze per Glas M. 2.—
Wiesbadener Kochbrunnen per Flasche 80 Pf.

Versandt durch das Wiesbadener Brunnen-Comptoir WIESBADEN.

Niederlagen in den Apotheken, Drogen- und Mineralwasser-Handlungen. Die Wiesbadener Kochbrunnen-Seife ist auch bei allen besseren Parfümeriewaaren-Handlungen zu beziehen.

Chemische Wasch-Anstalt
Reinigung jeder Art von untertrenten
Herren- und Damen-Garderobe
Teppichen
Gardinen
Farberei
Möbels
Decorationsstoffe
Hauswäsche
Gardinen, Spitzen- und Handschuh-Wäsche.
Fabrik: CHARLOTTENBURG, Lütrow 5.
Fernsprech-Anschluss No. 2287.
Aufträge von Aussenhalb werden prompt effectuirt.
Imprägnirungs-Anstalt für feuersicheres Imprägniren von Theater-Gewebe, Holz-Coulißen u. s. w. Stoffe und Garderoben werden ebenfalls auf Wunsch wasserdicht imprägnirt.

BERLIN:
Friedrichstrasse 177. Central-Geschäft
Potsdamerstr. 123 b. an der Brücke.
Belle-Alliancepl. 11a. an der Friedrichstr.
Alexanderstrasse 71. am Alexanderplatz.
Oranienstrasse 165. am Oranienplatz.
Rosenthalerstr. 40. am Hackeschen Markt.
Rathenowerstr. 106. Mosb. In obigen Filialen werden Aufträge, sowie Bestellungen angenommen zur freien Abholung von Hauswäsche Garderobe, Teppichen etc.

RUDOLSBAD

Station RUDOLSTADT in Thüringen. — Herrlich gelegener Luftkurort. Grosser schattiger Kurpark, schön wald. Umgebung. Bäder aller Art, besonders Fichtennadelbäder, bewährt bei Rheumatismus. Trotz grossem Komfort mässige Preise. Rudolstadt eignet sich auch zur Nachkur und für Nervenkünder, welche in dem Trubel eines grossen Bäderortes sich nicht wohl fühlen. Prospekt franco durch die Badverwaltung.

HÖHEN-KURORT RIGI-SCHIEDEGG
Endst. d. Vitznau-Kaltbad-Schriedegg-Bahn. Pensionspreis, Zimmer inbegriffen, 7—12 Frs. Dr. R. Stierlin-Hanser, Besitzer.

Dresden-Alstadt.
Pension für In- und Ausländer auf beliebige Zeit (nabe böhm. Bäder) bei Frau Dr. Rastur, Werdstr. 22 I.

Arthur Seyfarth Köstritz, Reuss
Hunde
Original-Zucht 35 div. Racen
Arzt-Instal.
Original-Zucht 35 div. Racen
Arzt-Instal.

Al. Scheidt, Wien
I, Rathhausstrasse 19.
Versandt-Grochäft sämtlicher Damen-Bedarfsartikel
Spezialhaus für Novitäten der Mode u. Toiletts.
Garantirt sorgemäss reelle Bedienung bei billigen Preisen.
Ausflinste gratis durch Marie Scheidt.

Original-Corset „Plastik“
verleiht jeder Dame eine schöne Figur und bewahrt eleganten Sitz jedes Kleides.
Preisliste etc. gratis.
Frau Schwaan, geb. Franz, Berlin SW, Weisstrasse 5, selber Näher.

GESICHTSHAUT
— LAIT ANTÉPHELIQUE —
DIE MILCH ANTÉPHELIQUE mit oder ohne Wasser benutzt SOMMERSPROSSEN, SONNENBLAND, KUPFERGESICHT, FINNEN, KELTSCHRUNDEN, MEHLLECKEN, RUNZELN, etc.
Sie bewahrt das Gesicht rein und glatt.
GANDER, Paris. Preis-Doubling.

Prämiirt Brüssel 1876. Stuttgart 1881. Porto Alegre 1881. Wien 1883.

Burk's Arznei-Weine.
In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50.
Gleiche Preise in ganz Deutschland.
C. H. BURK STUTTGART
Schütz-Mark.

Mit edlen Weinen bereitet. Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.
Von vielen Aerzten empfohlen:
Burk's Pepsin-Wein (Essenz),
Verdauungsflüssigkeit.
In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50.

Burk's China-Malvasier,
Ein delikates Tonicum.
In Flaschen à M. 1.—, M. 1.80 u. M. 4.—.

Burk's Eisen-China-Wein,
wohlschmeckend u. leichtverdaulich.
In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50.
Zu beziehen durch die Apotheken:
Depôts in: Berlin: Lucae's Apotheke; Breslau: Adlerapotheke; Dresden: Mohrenapotheke; Eberfeld: Apoth. Jacob; Frankfurt a. M.: Einhornapotheke; Leipzig: Engelapotheke; Königsberg i. Pr.: Apoth. A. Kahle; Magdeburg: Hofapotheke; München: Rosenapotheke; Stettin: Pelikanapotheke; Wiesbaden: Dr. Lade; Hamburg: Otto Burk, Neuh. Burg 3, f. Engros u. Export; Wien: Ap. s. schw. Börsen, L. Lucock 3.
Man verl. ausdrückl. „Burk's Pepsin-Wein“, „Burk's China-Malvasier“ etc.

Extra-Blätter der Modenwelt.

Preis je 50 Pfennig (50 Kreuzer).

- | | |
|---|---|
| Nr. 2. Frivolitäten (Oechi). Mit 48 Abbildungen. | Nr. 8. Rahmen-Arbeit. Mit 54 Abbildungen. |
| Nr. 5. Filetstricken. — Genähte Guipure (de Cluny). Mit 68 Abbildungen. | Nr. 9. Die Anfertigung von Herren-Händen. Mit 54 Abbildungen und einer Beilage von 27 Schnittmustern. |
| Nr. 6. Spitzen-Arbeit. — Spitzenstiche. Mit 116 Abbildungen. | Nr. 10. Weißstickerei. I. Abtheilung. Mit 110 Abbildungen. |
| | Nr. 11. Spitzenklöppeln. Mit 78 Abbildungen. |

Wo der Bezug durch eine Buchhandlung zu weitläufig oder schwierig ist, können die Extra-Blätter gegen Einsendung des Betrages von uns bezogen werden.

Die Expedition der Modenwelt.

Berlin W, Potsdamer Straße 58. — Wien I, Operngasse 3.

Junge Damen, welche sich zur Ausbildung resp. Erlernung einer Branche hier aufhalten müssen, finden stets freundliche und solide Pension von 40 M. an, auch halbe Pension. Umwicklungen werden zur Seite. **Red. Frau J. Volgt, Berlin, SO, Adalberstr. 38, SO.**

Hoffmann's „Goldetiquett“

wollenes Strickgarn aus dem edelsten Rohmaterial, von unerreicht vollkommener Spinnung und Zwirnung zu den elegantesten Sommer-Strümpfen, — Gardinen-Häkelgarne, echtschwarze Estremadura und andere Neuheiten der Saison, echt englische Vigogne, alle Sorten Baumwolle, Kameelhaargarn, Congo-Wolle, Rock- und Deckenwollen, Strickwolle, englische Kamgarne von grosser Zartheit und unübertrefflicher Haltbarkeit à M. 2.60 und M. 3.— per vollw. Pfd. Normalwollene etc. Tricotagen (Stoffe auch meterweise zur Selbstanfertigung!), Maschinen-Strickerei. — Grösste Auswahl bei niedrigen Preisen.

Paul Hoffmann, Ruhrort a. Rh.
(London F. C. 8 Coleman St.)

Zur Komplettirung der Poststücke an Private können selbstimportirte Java-Kaffees und chin. Thees sehr vortheilhaft mitbezogen werden.

Von keinem anderen ähnlichen Mittel übertroffen, von den grössten Autoritäten der medicinischen Wissenschaft Europa's gerühmt haben sich die

Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen

als ein sicheres, angenehmes und durchaus unschädliches Mittel bewährt. Gegen Angestrichen, Schwindelanfälle, kurres Blut, Appetitlosigkeit, Verstopfung, Blähungen, Leber- u. Gallenleiden, Hämorrhoiden, überhaupt gegen Verdauungs- und Unterleibsstörungen haben sich die Apotheker Rich. Brandt'schen Schweizerpillen in unzähligen Fällen als dasjenige Mittel erwiesen, welches die vorzüglichsten Eigenschaften in sich vereinigt. Dies sind denn auch die



Richard Brandt's Schweizerpillen sind in den meisten Apotheken Europa's vorräthig u. a. Berlin: Strauß-Indorn-Victoria-Apotheke, Breslau: Ranzelmarkt-Apoth., Göln: Einhorn-Apotheke, Dresden: Mohren-Apotheke, Frankfurt a. M.: Adler-Apotheke, Hamburg: Dänen-Apotheke u. Neuenweg, Hannover: Löwen-Apoth., Königsberg i. Pr.: Kaiserliche Apoth., Magdeburg: Löwen-Apoth., München: Rosen-Apoth., u. Cornelia-Apoth., Posen: Rote Apotheke, Straßburg i. E.: Weissen-Apoth., Stuttgart: Apoth. Weihen und Scholl, Wien: Apoth. Mittelbach Hofmark, Prag: Apoth. 3 Hürl, Pest: Apoth. J. v. Löröf, Genf: Apoth. N. Sauter, Páris: Apoth. R. Brandt

Die wegen ihres hochfeinen arom. Geschmacks überall bei den echten

Lübecker Marzipane

sind in allen Orlchen mit hübschen Verpackungen in geschmackvoller künstlerischer Ausführung als: Marzipane mit Lübecker Ansichten, Früchten, Blumen, Fischen etc. von

Paul Jury, Lübeck zu beziehen.

Versandt nur feinsten Qualität in jeder Preislage von M. 3 an gegen Nachnahme des Betrages

Alle Aufträge von M. 20 an werden prompt ausgeführt

Zur Erzeugung haltbarer Eiern- und Schlangeneulen, sowie Wellenschittel (ohne Brennen) em-

Kräuselöl.

Berandt in H. v. 1 u. 2 M., Verpackung Alma verw. Meischner, Dresden, Erzstr. 1.

Sommersprossen
entfernt sicher die bewährte
„Epither's Sommerprossen-Salbe“
in Originalflöpsen à 1 M. 50 Pf., nur allein echt im General-Verkauf in Berlin bei
Gustav Lohse, R. A. Postleevant, Jägerstrasse 46.

Eine ältere alleinstehende, wirthschaftlich erfahrene Dame,
geprüfte Schreiberin und fröhliche Erzieherin, welche französisch spricht und musikalisch ist, sucht Stellung zur Führung des Haushalts als Gesellschaftlerin einer alten Dame oder als Erzieherin größerer Kinder. Gefällige Anfragen erbeten unter Chiffre A. Z. Berlin W, Lübow-Str. 29 in der Leihbibliothek.

Anzeigen jeglichen Inhalts, mit Ausnahme von Heirathsgehehen, Geheimnissen u. dergl., finden in der Illustrierten Zeit eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Dieselben gelangen entweder im Blatt selbst zum Ausdruck, oder auf dem Best.-Umschlag, also nicht bloß auf einer Inseraten-Beilage, so daß ihnen eine vorzügliche Wirkung gesichert ist, umso mehr, als die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Der Preis für die einpaltige Nonpareil-Zeile (etwa 32 Buchstaben fassend) oder deren Raum beträgt im Blatt selbst 1 Mark (60 Kr.) auf dem Best.-Umschlag 50 Pf. (18 Kr.). — Inserat-Aufträge sind zu richten an

Die Expedition der Illustrierten Zeit,
Berlin W, Potsdamer Str. 58, Wien I, Operng. 3

P. Leuchtmann & Co.
Berlin SW,
Leipziger Str. 83.
Damenhüte,
Künstliche Blumen,
Pflanzen etc.
Strauss- und
Schmuck-Federn.
Preisliste über künstliche Pflanzen, Jardinieren u. Blumen-Arrangements franco!

Bestellungen
auf **Weseler Kirchbau-Loose**
à 3 Mark 30 Pfg (incl. Post) für
zur baare Geldgewinne
Haupttreffer 40,000 Mark
Kleinstreffer 30 Mark
erbitte ich mir baldigst, da die geringere Looseausgabe, welche nicht den vierten Theil der Kölner und Ulmer Tomboulotterie umfaßt,
unzweifelhaft
in Bälde ausverkauft ist, und dann die Loose nur noch zu weit höheren Preisen verkauft werden.
S. Münzer, Breslau.
Schweidnitzerstr. 8

Verkaufshäuser:
 15. Breite Str. 14.
 und
 28. Brüderstr. 27.
 Berlin C.

Rudolph Hertzog

15. Breite Strasse, Berlin C.

Aufträge
 von
 20 Mark an,
 Preislisten,
 Modebilder,
 Proben
 franco.

Gründung 1839.

Feste Preise.

Manufactur-Mode-Waaren, Seidenstoffe, Sammete, Leinen, Elsasser Baumwollen-Waaren, Gardinen, Möbelstoffe, Flanelle, Tücher, Stepp-Decken in Seide, Wolle und Baumwolle, Schlaf-Decken, Reise- und Pferde-Decken, Schirme, Spitzen, Stickereien etc.

Die Firma empfiehlt ihre grossen Läger von Neuheiten für die

Reise- und Bade-Saison.

Neuheiten für Reise- und Strand-Toiletten.

In Wolle:

- Alpaca Mohair**, 105 e./m. br., für Kleider und Staubmäntel Meter 1 M. 25 Pf., 1 M. 35 Pf. und 1 M. 65 Pf.
- Reinwollen Taffet-Beige**, 105 e./m. br., Aeusserst praktischer Stoff in den neuesten hellen und Mittel-Melangen Meter 1 M. 50 Pf. und 1 M. 80 Pf.
- Derby Cloth**, 105 e./m. br. Reinwollener, vollgriffiger, foulirter Stoff. Grosses Sortiment in schmalen Streifen und kleinen Karos neuester Farbenstellungen Meter 1 M. 80 Pf. und 2 M.
- Cheviot Vigoureux**, 105 e./m. br. Reinwollener, elastischer, crépeartiger Stoff in den neuesten Melangen Meter 2 M. 25 Pf.
- Luzon**, 105 e./m. br. Reinwollener, geschlossener Körper-Stoff. Einfarbiger mit feinen weissen, seidnen Gitter-Karos Meter 2 M. 50 Pf.
- Cavado**, 110 e./m. br. Reinwollense, kräftiger Körper-Stoff. Marine mit weiss, und schwarz mit weiss gestreift Meter 2 M. 50 Pf.
- Beige Vigoureux**, 105 e./m. br. Reinwollene, ausserordentlich praktische foulirte Stoffe in glatt, Crépe und Körper. Alberneste Melangen, Meter 2 M. 50 Pf. und 3 M.
- Himalaya**, 105 e./m. br. Reinwollener, elastischer Cheviot-Körper-Stoff. Marine und schwarzer Fond mit weissen Glacé-Streifen Meter 2 M. 50 Pf.
- Ibar**, 105 e./m. br. Reinwollener, solider, etaminartiger Stoff. Einfarbiger Grund mit feinen, hellen, einfach getheilten Karos Meter 2 M. 50 Pf.
- Aras**, 105 e./m. br. Reinwollener, foulirter Beige-Körper-Stoff. Reichhaltiges Sortiment Block-Karos in den neuesten Vigoureux-Melangen Meter 3 M.
- Creta**, 105 e./m. br. Reinwollener, leicht foulirter, crépeartiger Beige-Stoff. Vigoureux-Melange-Fond mit höchst aparten mehrfarbigen Karos und Streifen Meter 3 M.
- Arno**, 105 e./m. br. Reinwollenes, leichtfoulirtes Fantasie-Gewebe Meter 3 M. und 3 M. 50 Pf.
- Padowa**, 105 e./m. br. Reinwollener, leichtfoulirter, crépeartiger Beige-Stoff. Vigoureux-Melange-Fond mit einfarbigen, kleinen Broché-Punkt-Mustern Meter 4 M.
- Padowa composé**, 105 e./m. breit. Glatt, dazu passend Meter 3 M.
- Bedruckt Wollen-Taffet**, 75 e./m. br. Besonders neue Fantasie-Blumen Muster auf hellen und dunklen Fonds Meter 1 M. 35 Pf.
- Bedruckt Reinwollen-Flanel**, 72 e./m. br. Neuheit im Streifen-, Karo- und Broché-Genre. Ausserordentlich reiches Sortiment origineller Farbenstellungen für Strandostime, leichte Morgen-toiletten und Kinderkleidchen Meter 2 M.
- Reinwollene Cheviots in Eifenbeinfarbe**, 110 e./m. br. Elegante, elastische Stoffe aus bestem Cheviot-Material in Körper, Crépe und originellen Streifen-Mustern für hochelegante Promenaden-Costime, Kinderkleider und Confectionszwecke Meter 3 M. und 3 M. 50 Pf.

In Seide:

- Karirt Louisine**, 54 e./m. br. Vorzügliche, starkfädige Qualität. Sämmtliche neue Grundfarben, mit feinen hellen Fantasie-Streifen abkarirt Meter 3 M. 50 Pf. und 4 M.
- Gestreift und Karirt Surah**, 54 e./m. br. Vorzügliche, starkgekörperte Qualität. Karos und Pekin-Streifen auf allen neuen Grundfarben Meter 4 M., 4 M. 50 Pf. und 5 M. Schwarz und weiss Meter 4 M. und 4 M. 25 Pf.
- Surah Jacquard**, 54 e./m. br. Vorzügliche, starkgekörperte Qualität. Durch abwechselnden Körper gebildete neue Karo- und Streifen-Effekte in allen neuen Grundfarben Meter 6 M.
- Farbig Surah**, 54 e./m. br. Starkgekörperte, lüsterreiche Qualität. In allen neuen Farben, zu den matten Beigetönen harmonisierend Meter 5 M.
- Bedruckte Seiden-Foulards**, 68 e./m. br. Vorzügliche, unvergleichbare Qualität. Neueste Fantasie- und Streifen-Muster Meter 3 M., 3 M. 75 Pf. und 4 M.
- Glatt und Bedruckt Tussah**, 54 e./m. br. Vorzügliche Qualität. Farbige Fantasie-Muster auf Bastfarbe Meter 3 M.

Aecht Ostindische Seiden-Bastroben.

Nadelfertig. — Extrafeine Qualität.

- 80/85 e./m. br., Stücklänge 8,50 bis 9 Meter Stück 25 M., 27 M., 30 M., 33 M., 35 M. und 40 M.
- 82/88 e./m. br., Stücklänge 43 bis 45 Meter Meter 3 M., 4 M. und 4 M. 50 Pf.

Neuheiten für Reise- und Strand-Toiletten.

In Baumwolle:

- Elsasser Bedrucktes Hanstuch**, 80 e./m. br. Grosse Musterauswahl in zweifarbig und bunt bedruckt, sowie Schwarz-Weiss Meter 50 und 55 Pf.
- Elsasser Einfarbiger Madapolam**, 80 e./m. br. in Marine und Schwarz Meter 65 Pf.
- Elsasser Bedrucker Madapolam**, 80 e./m. br. Reiche Auswahl neuester Fantasie-Streifen und Karo-Muster Meter 60 Pf., 70 Pf., 75 Pf., 80 Pf. und 85 Pf.
- Elsasser Einfarbiger Baumwollen-Atlas**, 80 e./m. br. Reichhaltiges Sortiment aller Farben der Saison Meter 90 Pf., in Schwarz Meter 85 Pf.
- Elsasser Bedrucker Baumwollen-Atlas**, 80 e./m. br. Neueste Fantasie-, Streifen- und Karo-Muster auf hellen und dunklen Grundfarben Meter 90 Pf. und 1 M.
- Einfarbiger Gestreifter Baumwollen-Atlas**, 70 e./m. br. Beste Qualität Schwarz Meter 1 M. 25 Pf.
- Zephyr Cloth**, 80 e./m. br. Vorzüglichste Fabrikat. Grosse Muster-Auswahl in zwei- und mehrfarbigen Streifen und Karos neuester Farbenstellungen Meter 1 M.
- Zephyr Cloth-Dentelle**, 80 e./m. br. Hochfeines, halbklares Fantasie-Gewebe mit höchst aparten, spitzentartig durchbrochenen farbigen Karos Meter 1 M. 75 Pf.
- Etamine**, 80 e./m. br. Eleganter, canavasartiger Stoff. Reichhaltiges Sortiment neuester Grundfarben mit einfach getheilten Ueber-Karos Meter 1 M. 25 Pf.
- Plumetis Eern**, 100 e./m. br. Bast-Farbe. Hocheleganter, spitzentartiger durchbrochener Baumwollen-Stoff Meter 1 M., 1 M. 15 Pf. etc. bis 2 M. 25 Pf.
- Linon Broché**, Breite 110 e./m. Hochfeines Batist-Gewebe in Bast-Farbe, mit kleinen bunten Mustern bestickt Meter 1 M. 65 Pf.
- Plumetis Broché**, Breite 100 e./m. Hocheleganter, spitzentartig durchbrochener Baumwollen-Stoff, reich mit bunten Mustern bestickt, Meter 1 M. 75 Pf., 2 M. und 2 M. 50 Pf.

Gestickte Garnituren.

Crème Stickereien auf dünnem, baumwollenem Batist, bestehend aus Garnituren von zwei Streifen verschiedener Breite, je 4 Meter lang.
 Breite der Stickerei: 6 u. 70 e./m. 7 u. 85 e./m.
 Die Garnitur: 25 M. 30 M.

Abgepasste Gestickte Sommer-Kleider.

Baumwollene Batist-Kleider in Marineblau mit weisser und rother Stickerei. Jede Robe besteht aus 6 Meter einfarbigem Stoff, 120 e./m. br. — 4 Meter schmaler und 4 Meter breiter durchbrochener Stickerei. Die Robe 40 M. und 45 M.

Kräusel-Handtücher und Badetücher.

- Weisse Kräuselte Handtücher**, Stück 85 Pf., 1 M. 35 Pf. und 1 M. 65 Pf. Jergl. echt Englisch, Stück 1 M. 50 Pf., 1 M. 90 Pf., 3 M., 4 M. und 4 M. 50 Pf.
- Weisse Plüsch-Handtücher**, das Stück 1 M. 25 Pf. und 2 M.
- Weisse Kräuselte Leinene Handtücher**, das Stück 1 M. 75 Pf.
- Naturfarbene Kräuselte Leinene Abreibetücher**, das Stück 1 M. 35 Pf., 1 M. 50 Pf. u. 1 M. 65 Pf.
- Weisse Kräuselte Badetücher**, das Stück 2 M. 50 Pf., 4 M. 75 Pf., 6 M. 50 Pf. und 7 M. 50 Pf., dergl. echt Englische, Stück 3 M., 3 M. 50 Pf., 6 M., 7 M. und 9 M.
- Weisse Kräuselte Leinene Abreibetücher**, das Stück 3 M. 50 Pf. und 8 M.

Leinene Gerstenkorn-Badelaken

mit farbigen Bordüren,

das Stück 4 M. u. 5 M.

Extraschweres Doppel-Leinen als Badelaken (vom Stück zu schneiden) in grosser Breite am Lager vorrätig.

Jersey-Tailen.

- Jersey-Tailen**, aus reinwollenem Triebstoff, in Schwarz, Marine, Rothbraun und Braun mit glattem Schooss Stück 4 M.
- Dergleichen mit Falten-Schooss in Schwarz, Marine, Rothbraun, Bronzebraun und allen hellen Farben zu den neuesten Beige-Melangen passend Stück 4 M. 50 Pf.
- Blousen-Tailen** in vorstehenden Farben Stück 6 M.
- Double-Tailen**, innen gefützt, in Schwarz und Marine, mit glattem Schooss Stück 5 M. 50 Pf. und 5 M. 75 Pf.
- mit Falten-Schooss Stück 6 M. 50 Pf. und 6 M. 75 Pf.
- Dergleichen Blousen-Tailen in Schwarz Stück 10 M.
- Selben Jersey-Tailen** in Schwarz 4 20 M., 21 M.

Mechanisch gestrickte Westen

- für Damen:
 in Schwarz, Grau, Marineblau, Braun und Bronze, mit glattem Schooss, ohne Aermel Stück 3 M. 50 Pf. und 4 M.
 mit Aermel Stück 5 M. und 5 M. 75 Pf.
 mit Falten-Schooss, ohne Aermel Stück 4 M. und 4 M. 50 Pf.
 mit Aermel Stück 5 M. 75 Pf. und 6 M. 50 Pf.
 für Herren:
 in Schwarz, Braun und Olive Stück 7 M. 50 Pf. bis 12 M.

Sommer-Unterkleider

- aus vorzüglichem, mohairähnlichem Japonstoff Stück 5 M.
- Wollene Zanella-Unterkleider Stück 6 M.

Grosse Ganzwollene Umschlagetücher

195/200 e./m. im Geviert, auch als Damen-Reiseplaid zu empfehlen, Stück 6 M., 7 M. 50 Pf. etc. bis 20 M.

Herren-Reise-Plaids

- 170/160 e./m.
Reise-Plaids, feines weiches Fabrikat Stück 13 M. 50 Pf.
Cheviot-Mands, aus gewirnter, echter Cheviot-Wolle, Stück 15 M., 17 M. und 20 M.
Cheviot-Wagen-Plaids aus bester Cheviot-Wolle, auch als Kinder-Plaids zu benutzen, Grösse 140/170 e./m. Stück 7 M. 50 Pf.
Sommer-Wagen-Becke aus feinem Cheviot-Material, Grösse 140/175 e./m. Stück 10 und 12 M.

Plaid- und Decken-Riemen Stück 60 Pf. u. 1 M.

Reise-Decken.

- Sealskin-Reise-Decken**, 125/165 e./m., einfarbig und gestreift Stück 6 M. u. 7 M. 50 Pf.
 obere Seite schwarz, untere farbig Stück 9 M. bis 18 M.
- Cheviot-Decken** 140/170 e./m. aus feinstem Cheviot-Wolle, auf beiden Seiten verschiedenfarbig Stück 20 M.
- Lamskin-Reise-Decken**, 140/170 e./m., aus festgesponnener Lammwolle Stück 20 M.
- Lama-Reise-Decken**, 140/170 e./m., aus plüschartigem, weichwolligem Stoff Stück 24 M.
- Alpaca-Reise-Decken**, 140/170 e./m., aus feinstem Mohair-Material Stück 27 M., 30 M. und 45 M.

Naturfarbene Schlaf-Decken

für die Reise
 aus Wolle und aus Kameelhaar, leicht und angenehm, 150/205 e./m. Stück 12 M., 13 M. 50 Pf. bis 24 M.

Sonnen-, Regen-Schirme und En-tout-cas

- für die Reise:
Touristen-Schirme, von Baumwollen-Satin in Marineblau, Dunkelmode und Schwarz Stück 3 M.
- Halbseldene Gloria-Touristen-Schirme**, Stück 4 M. 50 Pf., 7 M. 50 Pf.
- Halbseldene Gloria-Regen-Schirme** für Damen und Herren Stück 4 M. 50 Pf. bis 10 M.
- Halbseldene En-tout-cas** in Schwarz und Dunkelblau, sehr dauerhaft Stück 6 M.
- Halbseldene Gestreifte En-tout-cas** Stück 7 M.
- Seldene En-tout-cas**, vorzügliche Qualität in Schwarz und Braun Stück 9 M.
- Atlas-Sonnen-Schirme** in Schwarz, Braun, Grenat und Dunkelblau Stück 6 M.
- Dergleichen mit Marcelline-Futter, elegant Stück 10 M. 50 Pf.
- Seldene Bast-Sonnen-Schirme** mit Marcelline-Futter Stück 9 M.
- Reinseldene Atlas-Sonnen-Schirme** mit gleichfarbigem Rijs-Bordüre Stück 12 M.
- Reinseldene Fantasie-Sonnen-Schirme**, karirt in dunklen Farben Stück 12 M.
- Karirte Seiden-Surah-Sonnen-Schirme** in bunten Farben — Neuheit — Stück 15 M.
- in Schwarz u. Weiss — Neuheit — Stück 14 M., 15 M., 16 M. 50 Pf.
- Grosse Reinseldene Reise-En-tout-cas** in Schwarz Stück 15 M., in Dunkelblau 16 M. 50 Pf.
- Reinseldene Regenschirme**, Paragon- und Automaten-Gestell — auch mit Eifenbein-Griffen — für Damen und Herren in grosser Auswahl.

An Sonntagen und christlichen Feiertagen bleiben sämtliche Bureaux, Versand- und Verkaufs-Räume geschlossen.